PROFESSOR DR. FRIEDRICH SOLGER

Das überpersönliche Leben

SEIN BEWUSSTWERDEN IM HEIMATGEDANKEN

VERLAG DEUTSCHE HEIMAT BERLIN
IM JAHRE 1959

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Druck Erich Blaschker Berlin

Inhalt

	SEITE
Die Fragestellung	7
Die kopernikanische Wendung	7
Was heißt »überpersönliches Leben«?	8
Die biologische Geschichtsauffassung	10
Erbbewußtsein	14
Erbwesen und Erbbesitz	15
Schlagkräfte und Keimkräfte	18
Entwicklung und Entartung	20
Das Überpersönliche im unbewußten Leben	24
Die Zelle als Persönlichkeit	24
Lebensgemeinschaften	26
Teilung und Paarung	27
Ungeschlechtliche und geschlechtliche Vererbung	29
Das Erbgeflecht	31
Der Zellenstaat als Persönlichkeit	32
Artentrennung und Artenangleichung (Konvergenz)	33
Die Persönlichkeit höherer Stufe	36
Der Bienenstaat	38
Jugendschutz als Grundsorge des höheren Lebens	41
Schmarotzertum als Entartung	44

SEITE

Die Aufgabe des Bewußtseins 45
Naturforschung und mythische Sicht 45
Der gezielte Sprung 47
Die Erweiterung des bewußten Wollens 50
Das Organ der Einheitlichkeit 52
Ur-Bauerntum 54
Im Banne des Werkzeuges 56
Geistige und sittliche Ziele 58
Germanische Grundauffassung 61
Mittelmeereinflüsse 64
Die neue Sicht 67

Der Heimatgedanke 70
Rückblick 70
Erbgesundheitspflege 71
Innere Richtkräfte 73
Nächstenliebe 74
Der kategorische Imperativ der Erbpflicht 77
Familie und Staat 79
Heimatgefühl und Heimatgedanke 81
Fortschritt und Heimatschutz 84
Heimisch und fremd 86
Die Schlüsselstellung des Heimatgedankens 90

Anmerkungen als Anhang 92

Die Fragestellung

Die kopernikanische Wendung. Wenn ich auf die Entwicklung meiner Lebens- und Weltanschauung zurückblicke, erscheint mir als der wesentlichste Fortschritt die steigende Klarheit darüber, daß das Leben seinem Wesen nach eine überpersönliche Erscheinung ist, wobei der Persönlichkeit eine sehr wichtige, aber dienende Rolle zufällt. Ich schreibe dabei dem naturwissenschaftlichen Entwicklungsgedanken den stärksten klärenden Einfluß zu. Daraus folgt dann, daß es sich um einen geistigen Schritt handelt, der dem gegenwärtigen Zeitpunkt der Geschichte eigentümlich wäre. Dann wird sich ihm auf die Dauer niemand entziehen können, der seine Zeit geistig voll miterlebt. Darum halte ich es für notwendig, davon Zeugnis abzulegen, um daran mitzuwirken, daß die Bäche der Einzelerlebnisse in ein großes Gesamterlebnis zusammenfließen.

Ich empfinde diesen Fortschritt als eine »kopernikanische Wendung«. In wem sie sich vollzieht, dem wird alles Reden vom »unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele« veraltet klingen. Das ist keine geringere Einschätzung der Einzelseele. Aber der Wert dieser Einzelseele wird nun danach bemessen, was sie für das große überpersönliche Leben bedeutet, aus dessen Erbe sie lebt. Damit hört sie nicht auf, der verantwortliche Träger unserer Lebensaufgabe zu sein. Sie rückt nur aus dem Mittelpunkte des Lebenssystems heraus, um dessen willen wir leben. Ist doch auch trotz Kopernikus die Erde der alleinige Träger unseres Lebens geblieben, auch wenn sie aus dem Mittelpunkte des Sonnensystems verwiesen wurde.

Es würde eindringender Geschichtsforschung bedürfen, um festzustellen, ob eine solche Wendung wirklich in weiten Kreisen stattfindet und ob es erst jetzt geschieht, oder ob einsichtige Menschen im Grunde immer so empfunden haben. Aber ich spreche nicht von Geschichte, sondern von innerem Erleben, und im Grunde erlebt man doch nur sich selbst. Es ist ehrlicher, das zu erkennen, als das eigene Erleben aus einer Geistesgeschichte ableiten zu wollen, der wir das eigentliche Lebensblut doch aus der eigenen Seele borgen müßten. Ich kann auch nicht klar unterscheiden, wo ich einen Fortschritt aus dem Gedankengut von Vorgängern entnommen habe, und wo ich nur selbsterlebte Gedanken bei Älteren wiederfand und mich der Gemeinschaft freue. Es mag auch Kopernikus mit Aristarch ähnlich gegangen sein. Ich werde im folgenden gern Verbündete anführen, die mir vertraut geworden sind. Aber wo ich das nicht tue, will das nicht besagen, daß ich etwas Neues auszusprechen meine.
Es ist überhaupt nicht meine Meinung, daß ich das tue, und wäre das, was ich sage, völlig neu, würde mich das mißtrauisch machen, denn »Neues hat die Erde nie gesehn«. Alles Organische und Zukunftsträchtige wurzelt in der Vergangenheit. Aber ich glaube, daß heute ein von langer Hand sich Anbahnendes mit eigentümlicher Klarheit vor uns tritt und uns verpflichtet, es klar ins Auge zu fassen.

Was heißt »überpersönliches Leben«? Wir bedürfen eines klar bezeichnenden Wortes. Ich habe den sachlich zutreffenden Ausdruck »überpersönliches Leben« gewählt. Aber darin liegt noch keine Gewähr, daß die Bezeichnung in dem Sinne verstanden wird, in dem ich sie brauche. Dazu wird noch eine Vorbemerkung nötig sein.
Ich spreche nicht von dem, was man gewöhnlich »soziales Empfinden« nennt, obwohl beide Begriffe einander berühren. Das soziale Empfinden führt Einzelwesen zusammen zu verbundenem Wirken füreinander. Aber das ist ein Bündnis von Einzelnen, nicht das Bekenntnis zu einer

von Natur gegebenen, höheren Lebenseinheit. Jener Verband wird vom Willen des Einzelnen geschaffen. Dieser kann ihn schließen, ändern oder lösen, der Verband selbst drängt auf kein eignes Lebensziel. Dem gegenüber stehen wir Einzelne von Natur als vergängliche Mitwirkende in einem höheren Verbande, der allein dauerndes Leben darstellt, in dem darum allein beständige Lebensziele verwirklicht werden können, der also unserm Einzelleben erst Sinn gibt.

In neuem Licht sehen wir diese Zusammenhänge infolge der *Abstammungslehre* und des Entwicklungsgedankens. Wir haben uns von jeher die Entwicklung der Einzelpersönlichkeit als Aufgabe vor Augen gestellt und dem Naturgesetz darin nachgespürt. Nun sehen wir im Geiste eine Entwicklung höherer Einheiten vor uns, Einheiten, auf die wir den im Bereich der Tierzüchtung bewährten und klaren Begriff der Rasse nur sehr bedingt anwenden können. Aber in einem Punkte wirkt der Vergleich mit der Tierzüchtung klärend: Was dort gezüchtet werden soll, ist *überpersönliches Leben.* Der Züchter will nicht ein einzelnes Tier schaffen, sondern für alle Einzeltiere eine überpersönliche Grundlage, die gewährleistet, daß aus ihr Tiere von bestimmter persönlicher Eigenart immer wieder hervorgehen.

Die Erfahrungen der Züchter haben uns gezeigt, daß es sich dabei keineswegs um die Aneinanderfügung persönlicher Einzelentwicklungen handelt. Die Leistungen, zu denen wir das einzelne Tier durch Übung erziehen können, bilden nicht die Unterlage, auf der sich die Leistungen der Nachkommen aufbauen; sondern diese höhere Lebenseinheit hat ihre eigenen Gesetze. Sie gibt sogar dem Einzelwesen Anlagen mit, die dieses wohl vererben, nicht aber selbst nutzen kann. Mögen diese Gesetze zunächst an der absichtlichen Züchtung von Tieren und Pflanzen erkannt worden sein, so gelten sie doch unabhängig von dem dabei verfolgten Zweck und werden für diesen nur benutzt, nicht durch ihn bestimmt; denn es sind Naturgesetze, und auch unser Leben ist ihnen unterworfen. Die Entwicklung

des Einzelwesens hat nur einen beschränkten Spielraum innerhalb von Gesetzmäßigkeiten, die in der höheren Einheit walten, und damit ist deren Überordnung über die Einzelpersönlichkeit gegeben.
Von der in diesem Sinne überpersönlichen und ihrem Wesen nach unsichtbaren Einheit, innerhalb deren alle sichtbaren Persönlichkeiten nur vergängliche Zeiterscheinungen sind, soll hier die Rede sein. Ich vermeide den Begriff der Rasse, da die Übertragung von der künstlichen Züchtung auf die natürliche Entwicklung ernsten Schwierigkeiten begegnet und die Anwendung auf den Menschen, um den es hier geht, zudem mit der Parteien Haß und Gunst zu sehr belastet erscheint.

Die biologische Geschichtsauffassung. Die volle Anerkennung eines Naturgesetzes, das auch den Menschen als Einzelnen dem Gesetz einer übergeordneten Lebenseinheit unterwirft, weckte Bedenken, die sich in den Anfangskämpfen um den Abstammungsgedanken widerspiegeln. Solange es sich um die Lehre von der Verwandtschaft der verschiedenen »Arten« der Tiere und Pflanzen untereinander handelte, ging der Widerspruch zunächst nur von exakten Naturforschern aus. Sie witterten, daß hier ein im Grunde idealistischer Entwicklungsbegriff die klare Bestimmtheit naturwissenschaftlicher Beschreibung der Wirklichkeit zu erweichen drohe. Aber den Laien mußte die Großzügigkeit der Gesamtschau eher begeistern. Anders wurde das, als die Forschung daraus den unvermeidlichen weiteren Schluß zog, daß der Mensch von dieser Gemeinschaft nicht ausgeschlossen werden könne. Darwin hat sein zweites grundlegendes Werk, die 1871 erschienene »Abstammung des Menschen«, nicht der Aufgabe gewidmet, den Stammbaum der Art »Mensch« durch das Tierreich hindurch zu verfolgen, sondern nur dem Nachweis, daß er dort zu suchen sei. Bei dem Worte »Nachweis« muß freilich im Auge behalten werden, daß es sich um eine Frage aus dem Bereich der Geschichte handelt und der Beweis

durch den Versuch nicht anwendbar ist, der der Naturforschung ihre Überzeugungskraft gibt. Trotzdem hat die Gewalt der Tatsachen in den folgenden Jahrzehnten jeden ernst zu nehmenden Widerstand in den Reihen der Naturforscher zum Schweigen gebracht. Aber die Folgerungen daraus sind noch keineswegs Gemeingut der denkenden Menschen geworden.

Nicht nur von kirchlicher, sondern auch von geisteswissenschaftlicher Seite wurde die *biologische Geschichtsauffassung*, die sich zwingend anmeldete, als menschenunwürdiger Materialismus bekämpft, und im Gefolge der Abstammungslehre verkündigte man denn auch eine materialistische Geschichtsauffassung. Aber wo Idealismus und Materialismus sich gegenseitig das Lebensrecht bestreiten, gibt es immer einen unfruchtbaren Kampf. Auf idealistischer Seite kann man doch nicht übersehen, wie oft materialistische Kritik von idealistischen Irrwegen zurückgerufen hat. Aber wenn wir mit Friedrich Engels das Wesen des Materialismus darin sehen, daß er die Natur nimmt, wie sie sich uns bietet, ohne menschliche Zutat, dann könnte er nie zur Erkenntnis von Naturgesetzen führen. Denn Gesetze werden nie durch reine Beobachtung ohne menschliche Zutat gefunden. Wir tragen sie immer als unsere Idee in die von uns erlebte Natur hinein. Nur sollen wir es immer mit der bescheidenen Anfrage tun, ob wir mit der Naturbeobachtung in Einklang sind. Da setzt die Kritik durch den Materialismus ein. Sobald er aber selbst Gesetze verkünden will, wird er unbewußt eine Sonderform des Idealismus.

In Wahrheit beginnt mit dem Entwicklungsgedanken die Brücke sich zu wölben, die über die unselige Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaft hinüberzuführen verheißt. Materialistische Forschung zeigt uns das Leben von außen, idealistische von innen. Das sind entgegengesetzte Wege; aber sie führen nicht zu einander ausschließenden Gegensätzen. Wo beide sich begegnen, wird es fruchtbar sein, wenn sie sich die Hand reichen, statt sich zu bekämpfen. Solange beide gewissenhaft bleiben, müssen uns auch beide

der einen Wahrheit näherbringen, die allein Bestand hat. Es würde viel gewonnen sein, wenn man die alte Kampfformel aufgäbe, ob der Mensch vom Affen abstamme oder nicht. Entscheidend ist, ob beide vom Lurch, d. h. vom Typus des Molches, abstammen. Wenn das für den Affen zutrifft, dann sicher auch für den Menschen.

Vom äußeren Körperbau her gesehen, hat sich der einstige Dinosaurier von dem ersten Landwirbeltier der Hunderte von Jahrmillionen zurückliegenden Devonzeit entschieden weiter entfernt als der Mensch. Klaatsch hat durchaus recht, wenn er sagt, der Mensch habe sich gerade durch die Ursprünglichkeit seines Knochenbaues eine hohe Entwicklungsfähigkeit bewahrt. Er ist nicht durch einseitige Anpassungen in Sackgassen geraten. Daraus folgt aber, daß die Stammesgeschichte ohne Hineinziehung des Seelenlebens unverständlich bleiben muß; denn in diesem liegt eben ganz wesentlich die Eigenart des Weges begründet, der zunächst zur Säugetierreihe führt und in dieser zum Menschen. Materialistisch können wir das nur an seiner Abzeichnung in der steigenden Ausbildung des Großhirns verfolgen. Aber damit könnten wir nichts anfangen, wenn wir nicht die Vorstellung von der Seele aus dem eignen bewußten Erleben hineinfügten. Wird hier idealistisches Denken unentbehrlich, dann darf es anderseits nicht daran rütteln wollen, daß alles, was wir bewußtes Erleben nennen, in unserer Ahnenreihe erst verhältnismäßig spät auftreten konnte, daß das Bewußtsein jünger ist als die Anfänge unserer Lebensentwicklung, daß es also nicht der Beherrscher unseres Lebens ist, sondern sein Diener.

Aber liegt darin eine Entwürdigung der Seele? Wird dadurch nicht vielmehr das wunderbare Geheimnis des Lebens nur gewaltiger? Wir erleben nun einmal nichts mit größerer Sicherheit als das Bewußtsein unserer *Verantwortlichkeit*, das materialistischem Denken völlig unzugänglich ist. Selbst der schroffeste Materialist kann es doch nicht entbehren. Ist das nun so, dann gibt das der Seele den Urmaßstab ihrer Würde, und diese kann durch nichts herabgezogen werden. Vielmehr gewinnt das Leben als solches

an Würde, wenn wir erkennen, wie stolze Dienerinnen es hat, wenn wir einsehen, daß es die Macht hat, der Seele ihre Aufgabe zu stellen jenseits der Persönlichkeit, eben im Dienste überpersönlichen Werdens.

Freilich verliert damit die Vorstellung von einer Seele ohne Leib ihren Sinn. Das wäre ein Werkzeug ohne Anwendung. Die Vorstellungen, die sich Menschen von dem Weiterleben der Seele nach dem Vergehen des Leibes gemacht haben, scheitern denn auch alle daran, daß das ein Leben ohne Tat wäre, also leer. Nur der Glaube an eine Seelenwanderung entgeht dieser Unerträglichkeit. Sie allein weist der Seele eine den vergänglichen Körper überdauernde Aufgabe zu. Aber diese Aufgabe wird nur in der Läuterung der Einzelseele gefunden, die ein Gastleben in verschiedenen Körpern führt. Damit wird die Seele heimatlos, und das war dem Buddha so furchtbar, daß er das Ende solcher Irrfahrt in einem doch wiederum tatenlosen und willenlosen Nirwana suchte.

Der Ausblick, den der Entwicklungsgedanke in seiner naturwissenschaftlichen Gestalt öffnet, zeigt die Ewigkeitsverheißung, die wir mehr oder weniger bewußt unabweisbar in uns tragen, nicht geknüpft an eine Fortdauer der Seele, sondern der Aufgabe, zu der unsere Verantwortung uns aufruft. Diese Aufgabe kann dann nicht aus dem Rahmen der Einzelpersönlichkeit heraus gestellt werden, sondern nur aus einem überpersönlichen Leben, das uns den beseelten Körper anvertraut, um ihn bis zum Tode zu verwalten. *Wir erben die Seele wie den Leib,* und sie ist in ihm zu Hause, ausgerüstet mit nur endlichen Fähigkeiten und darum unfähig, das Ewige in feste Gedankenformen zu bannen, aber mit der Ahnung, daß unser bewußtes Leben von seinem zeitlichen Anfange bis zu seinem zeitlichen Ende nur ein Teilvorgang ist in einem größeren Leben, das in einem größeren Rahmen als dem der Persönlichkeit um seine Unsterblichkeit ringt.

Dieses überpersönliche Leben können wir nicht mit der Vorstellung verbinden, daß es *seiner selbst bewußt* wäre. Die Trägerin des Bewußtseins ist und bleibt die persön-

liche Einzelseele. So wenig wie sich das überpersönliche Leben seiner selbst bewußt ist, so wenig ist es das unterpersönliche Leben der Zellen unseres Körpers. Aber der Alleinbesitz des Bewußtseins macht die Persönlichkeit nicht zur Herrscherin über jene Zellen. Sie hat über sie nicht mehr Gewalt, als ihr zugewiesen ist durch die Gesetze des überpersönlichen Lebens, in das der Erbgang sie einordnet. *Leben ist seinem Wesen nach Selbstverwaltung* bis in die einzelne Zelle hinein trotz aller Zentralisierung, die sich im einheitlichen Ichbewußtsein widerspiegelt. Jede Zelle lebt aus ihrem eignen Kräftehaushalt heraus, nur unter den Bedingungen, die ihre Einordnung in den Gesamtkörper bestimmt. Demselben Gesetz unterliegt auch die Einzelpersönlichkeit. Sie ist Organ der Selbstverwaltung im Dienste des größeren überpersönlichen Lebens.
Trotzdem bleibt es wahr:

»Höchstes *Glück* der Menschenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.«

An ihr hängt alles Erleben des Menschen, an ihr das Verantwortungsgefühl, das uns mit dem Bewußtsein unserer Würde belohnt. Aber eben dies Verantwortungsgefühl gliedert uns ein in den Dienst an einer uns überragenden Aufgabe, und darin sehe ich das Besondere unserer Zeit, daß wir uns dieser Aufgabe als eines Dienstes am überpersönlichen Leben in geradezu sprunghafter Steigerung bewußt werden und in diesem Dienst den Maßstab unseres Lebensrechtes suchen lernen.

Erbbewußtsein. Damit wird uns keine völlig neue Aufgabe gestellt. Wir sehen nur in bestimmteren Umrissen und in hellerem Lichte eine Aufgabe, an der unsere gesamte Ahnenreihe mehr oder weniger unbewußt gearbeitet hat. Aber auch das Bewußtsein nahm schon Anteil daran. Das Gefühl der Verpflichtung zwischen Eltern und Kindern geht in eine für uns unabsehbare Vergangenheit zurück. Dem

geschieht kein Abbruch dadurch, daß wir dies Gefühl oft verdunkelt, wenn nicht ausgelöscht sehen. Nicht alles Lebendige ist gesund; aber das Dasein der Krankheit mindert nicht die Bedeutung der Gesundheit, sondern mahnt uns nur um so mehr zu deren Pflege.
Es gibt noch mehr Züge solchen Bewußtwerdens. Da sehen wir die Pflege der Familienüberlieferungen in einzelnen Kreisen und ganzen Ständen. Aber das war doch keine klare Aufgabenstellung in dem hier gemeinten Sinne. Künstlich war die Beschränkung der Familie auf die Träger des gleichen Namens und damit auf die männliche Linie, über die man nur selten hinausging. Aber die Verantwortung für die Familienehre bedeutete doch schon die Einordnung in einen höheren Lebensverband, wenn auch mehr im Sinne einer gewollten Gesellschaftsordnung als einer Naturerscheinung. War im Adel vor allem das Bewußtsein rege, Erbe eines Namens und seiner Ehre zu sein, so lebte im Bauerntum das Bewußtsein einer Verpflichtung gegen ein überpersönliches räumliches Erbe, den Hof. Das Gemeinsame ist das Gefühl, *zeitweiser Träger eines überdauernden Erbes* zu sein. An diesen Begriff des *Erbes* hat auch unsere Betrachtung anzuknüpfen. Aber eben dieser Begriff ist durch den Entwicklungsgedanken mächtig vertieft worden.

Erbwesen und Erbbesitz. Stand vorher beim Erbgang die Vorstellung einer *Rechts*bindung im Vordergrunde, so haben wir heute die *Natur*bindung mit viel ernsteren Augen als früher ansehen gelernt. Das Recht regelt Verhältnisse, über die wir zu bestimmen haben, die Natur schafft Bindungen, die uns bestimmen. Das Recht weist uns ein Erbe zu, das wir daraufhin in *Besitz* nehmen, vielleicht auch ablehnen oder an andere geben können. Es ist ein Erbe, das wir *haben*. Die Natur gab uns ein Erbe, das wir selbst *sind*, das unser *Wesen* bestimmt und darum untrennbar von uns ist: »So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn.«

Diese Unterscheidung von *Erbwesen* und *Erbbesitz* kann kaum eindringlich genug betont werden, und doch wäre es sinnwidrig, eine scharfe Grenze zwischen beiden ziehen zu wollen. Dazu beeinflussen sich beide zu sehr. Wir können unsere Naturanlagen zwar nicht ändern. Aber es sind eben nur Anlagen. Sie können mit unserm Willen oder ohne ihn recht verschieden stark entwickelt werden durch Einwirkung der Rechtsverhältnisse und damit auch unseres Erbbesitzes. So gehen von den Rechtsverhältnissen starke Einflüsse auf unser Erbwesen aus. Anderseits trägt z. B. unsere Muttersprache, die zweifellos nur zu unserm Erbbesitz gehört, doch entschiedene Züge unseres Erbwesens, und viele Rechtsbindungen lassen sich gar nicht aufrechterhalten, wenn unser Erbwesen widerspricht. Das Gemeinsame bei allem Erbe liegt darin, daß es die im voraus gegebene Grundlage unseres Daseins bildet, mag diese nun wie beim Erbwesen in uns selbst liegen oder wie beim Erbbesitz in überlieferten Umweltbedingungen. Alle weiteren *Einflüsse der Umwelt wirken nur zusätzlich*, und das Ergebnis hängt davon ab, welche Erbkräfte wir dem entgegenzusetzen haben und was wir mit diesen Kräften leisten, das ist unser *Werk*. So baut sich aus Erbe und Werk unsere Geschichte auf.

Das Werk ist unsere persönliche Tat und Gegenstand unserer eigensten Verantwortung. Das gilt auch noch, wenn wir den Auftrag dazu von fremder Seite übernehmen. Auch das Gehorchen ist eine verantwortliche Handlung. Das Werk führt uns ebenso wie das Erbe in überpersönliche Bindungen hinein, und es sind diejenigen, die wir am lebhaftesten empfinden. Wir arbeiten überall mit andern Menschen zusammen und sprechen dann von *Arbeitsteilung*. Aber das Zerlegen der Aufgabe allein schafft noch kein Zusammenwirken. Dazu bedarf es einer die Arbeit *einenden* Ordnung. Wir rühmen der Arbeitsteilung mit Recht nach, daß die einzelnen Arbeitsvorgänge dabei von geübteren Kräften und darum schneller und besser ausgeführt werden, als wenn derselbe Mensch sich von einem Arbeitsverfahren ohne entsprechende Erfahrung immer wieder auf ein an-

deres umstellen müßte und es in keinem zur Meisterschaft brächte. Aber wo die Arbeitseinung fehlt, bleiben die Teilarbeiten nutzlos oder hindern einander gar gegenseitig. Viele Köche verderben den Brei. Die Abhilfe nennen wir Planung oder auch »Organisation«. Das läßt die Vorstellung aufkommen, als handle es sich dabei um etwas Organisches wie in der lebensgerechten Arbeitsteilung und Arbeitseinung zwischen den Organen des lebenden Körpers. Aber so ist es doch nicht. Wie »organisieren« wir denn z. B. einen Hausbau? Wir sorgen dafür, daß in systematischer Reihenfolge der Raum freigelegt, die Baugrube ausgehoben, die Mauern aufgeführt und die inneren Einrichtungsteile angebracht werden. Aber während dieser Arbeiten ist kein bewohnbares Haus vorhanden. Das steht erst am Ende da. *Organische* Gebilde wachsen so, daß in jedem Augenblick ein lebensfähiges Ganzes vorhanden ist. Beim Kinde entstehen nicht zuerst die Knochen, dann die Muskeln und Nerven. Sondern es ist von vornherein ein ganzer Organismus. Dieser gewinnt zwar erst allmählich den Grad der Unabhängigkeit, der ihm zukommt; aber er ist von Anfang an eine Einheit aus eignem Gesetz. Er bedarf der Hilfen, zuerst in stärkerem, dann in nachlassendem Grade. Aber wie er sie nützt, um zu wachsen, hängt von ihm selbst ab. Organisches können wir nicht »machen«, es muß aus sich heraus wachsen. *Leben ist eben seinem Wesen nach Selbstverwaltung.* »Organisierte« Hilfe ist im besten Falle eine systematische Erleichterung des organischen Wachsens, und dabei sind wir keineswegs sicher, dem Leben wirklich zu dienen; denn auch das bestorganisierte Werk wird von einer Zwecksetzung bestimmt, die mit sehr beschränkter Einsicht erfolgt. Eine geglückte Züchtung mag eine Blume liefern, die ihren Marktwert hat; aber ihre Lebenstüchtigkeit ist damit nicht gewährleistet. Dem Edelobst müssen wir immer wieder einen Wildling zur Lebensgrundlage geben, um es fortzupflanzen. Wir haben mit der Züchtung *unsern* Zweck erfüllt, aber nicht die Bedingungen für ein neues, selbständiges Leben geschaffen, die wir gar nicht in ihrem ganzen Umfange kennen. Die Wildpflanze da-

gegen das Ergebnis organischen Wachsens, bringt erbsicher die Bedingungen mit, die das Fortbestehen der Lebensform gewährleisten.
Das organische Leben wächst aus den Kräften eines gegebenen Erbes, das in einem langen Entwicklungsgange bewährt ist. Das von uns »organisierte« Werk lenkt vielleicht geradezu von notwendigen Forderungen des Lebenskampfes ab; denn wir hatten bei der »Organisation« nur einen eng begrenzten Sonderzweck im Auge, für den wir altbewährtes Leben benutzten, aber nicht, um ihm, sondern unserm Zwecke zu dienen. Die rasche Entartung mancher Zuchtergebnisse zeigt, daß wir da im Grunde etwas Unorganisches geschaffen haben. Das natürliche Leben fordert immer die Erfüllung seiner gesamten Bedingungen, und wo es gesund ist, leistet es das auch. Aber es hat dafür nur einen einzigen Weg, den des Erbganges, den wir durch nichts ersetzen können. Wird der Erbgang unterbrochen, dann ist damit das betreffende Leben für alle Zukunft vernichtet.

Schlagkräfte und Keimkräfte. Beim zweckbestimmten Menschenwerk kommt es darauf an, etwas entstehen zu lassen, was ohne uns nicht da sein würde. Beim Leben gilt es, ein Vorhandenes, das im Falle des Verlustes nicht wiederzuschaffen ist, vor Schädigung und Untergang zu bewahren. Die Aufgabe des Lebendigen ist also in jedem Augenblick bestimmt durch die *Abwehr der dringendsten Gefahr,* die Aufgabe unseres Werkes durch den »Erfolg«. Den Erfolg derjenigen Kräfte, die wir an das Einzelwerk setzen, bewerten wir nach der Art und Größe der Veränderung, die sie hervorrufen, und sehen in der stärksten Veränderung die größte Leistung. Kräfte, die in diesem Sinne eingesetzt werden, will ich *Schlagkräfte* nennen. Auch bei der Selbstdurchsetzung des Lebendigen werden alle Einzelvorgänge durch solche Schlagkräfte bewirkt. Der Begriff des Vorganges bedeutet ja eine Veränderung. Aber das Zusammenwirken all der Schlagkräfte, die an der Erhaltung

des Lebens mitarbeiten, setzt voraus, daß sie sich vereinigen zur Schaffung eines geschlossenen Ringes von Vorgängen, nach dessen Ablauf der »Erfolg« der ist, daß das Leben seine alte Gestalt und Leistungsfähigkeit allen Gefahren zum Trotz bewahrt und womöglich gesteigert hat. Im ersten Fall sprechen wir von Selbsterhaltung, im zweiten von Entwicklung. *Die Erhaltung ist immer das Dringendere und die Voraussetzung für jede Entwicklung.*

In ihrer Eigenschaft als Glieder eines solchen Ringes bezeichne ich die darin zusammengeschlossenen Kräfte — die einzeln immer Schlagkräfte bleiben — als *»Keimkräfte«*. Das bedeutet nicht eine besondere Art von Kräften, sondern den *Wert*, den sie dadurch gewinnen, daß ihr Zusammenschluß entwicklungsfähige Keime erhält. Der *Ring der Keimkräfte* ist der eigentliche Träger des Lebens, des persönlichen wie des überpersönlichen, und wo das Leben ernstlich gefährdet ist, da handelt es sich immer um die Gefährdung der Geschlossenheit dieses Ringes (vgl. Anmerkung 1 im Anhang). Diesen Ring kann unser Wille nicht erzeugen, und wo er gesprengt wird, bedeutet das den endgültigen Untergang der von ihm getragenen Lebensform. Jeder Lebensform liegt ein solcher Ring von besonderer Eigenart zugrunde. Demjenigen Ringe, der unser eignes Leben trägt, haben wir zu dienen nach unsern Kräften und unserer Einsicht. Auf große Sicht ist das immer ein Ring überpersönlichen Lebens. Der Ring persönlichen Lebens ist kein Dauergebilde, der persönliche Tod ist für uns unentrinnbar. Aber nur der Tod des Einzelwesens ist eine gesunde Lebenserscheinung. Wo der Ring eines überpersönlichen Lebens gesprengt wird und damit eine ganze Lebensform ausstirbt, da ist ein Sieg verloren, um den es zu kämpfen galt und den unsere gesamte Ahnenreihe bisher immer gewonnen hat. Hätte sie ihn je verloren, wären wir selbst nicht da. So glauben wir auch an die Möglichkeit künftigen Sieges, d. h. an Unsterblichkeit, wenn auch nur eine solche überpersönlichen Lebens.

Wenn wir wirklich heute in dem Bewußtwerden unserer Einordnung in ein überpersönliches Leben an einem ent-

scheidenden Punkte stehen, dann heißt das: Wir sehen uns auf einem Wege, der uns mit Notwendigkeit zur Anerkennung der Pflicht führt, unsere Lebensarbeit in den Dienst eines solchen Ringes der Keimkräfte stellen, und zwar eines Ringes, den wir nicht wählen können, sondern schlicht erkennen müssen, weil wir erbgebunden in seiner Pflicht stehen. Wenn wir den Sinn des Wortes »Volk« dahin festlegen, daß es den Blutsverband bezeichnen soll, der gemeinsam einen solchen Ring bildet, dann muß unser Streben auf die *Unsterblichkeit unseres Volkes* gerichtet sein.

Entwicklung und Entartung. Aber damit ist nur die Erhaltung erreicht, nicht eine Entwicklung. Was soll deren Ziel sein? Wir müssen zur Vermeidung von Fehlurteilen zuerst festlegen, was wir unter *»Entwicklung«* verstehen. Es wird am Gegensatz klarer werden. Dieser Gegensatz ist nicht Stillstand, sondern *Entartung*. Stillstand ist der Gegensatz zum Fortschritt. Aber Fortschritt und Entwicklung ist nicht dasselbe. Eine Zivilisation schreitet fort, eine Kultur entwickelt sich.

In dem Sinne, den wir hier der Entwicklung geben, kann der Begriff nur auf Dinge angewandt werden, die *sich* entwickeln, nicht auf solche, die »entwickelt« *werden*; denn es ist ein Begriff des organischen Werdens, nicht ein Werk. Fortschritt bedeutet die Annäherung an einen gewollten Zweck, wozu es nur der Schlagkräfte bedarf. Auch wenn wir von Entwicklung sprechen, meinen wir die Annäherung an ein Ziel. Aber dies Ziel haben wir nicht zu wählen, wir sehen es nicht einmal klar vor Augen; sondern es liegt im Wesen des Keimes, der sich entwickeln soll. Wer einen Bären tanzen lehrt, mag darin vielleicht einen Fortschritt sehen; denn der Bär konnte das vorher nicht. Im Grunde ist es höchstens ein Fortschritt für den Bärenführer, der sich eine Geldquelle öffnet. Aber eine Entwicklung ist das gewiß nicht. Wenn dagegen aus einem Saatkorn ein kräftiger Baum wird, dann ist das entschieden eine Entwicklung;

aber es würde nur Verwirrung stiften, wenn wir es einen Fortschritt nennen würden. Zwischen der Reife des Samenkorns und seinem Aufgehen liegt sogar ein Stillstand; aber er ist ein vollgültiges Stück der Entwicklung.

Der Gegensatz zur Entwicklung ist die Entartung. Auch diesen Begriff müssen wir klarlegen. Wir knüpfen an den Ring der Keimkräfte an (vgl. Anmerkung 1 im Anhang). Dieser Ring ist in dauerndem Werden, nimmt Kräfte und Stoffe von außen auf und gibt solche nach außen ab; aber der Sinn dieses Wechsels ist die Erhaltung der Gestalt. Auch sie wird nicht starr erhalten. Der Apfelbaum hat ein anderes Aussehen als der Apfelkern. Aber beide leben aus demselben inneren Gesetz heraus. Nennen wir das ihr Wesen, dann geht es beim Ringe der Keimkräfte um die *Erhaltung des Wesens, und zwar des Erbwesens* (vgl. S. 15). Dies Wesen fordert Selbstdurchsetzung, »allen Gewalten zum Trotz sich erhalten«, oder, wie es oben genannt war, Abwehr von Gefahren. Entwicklung bedeutet Stärkung dieser Abwehrfähigkeit. Das gilt auch in der Einzelentwicklung des Tieres oder Menschen: Der geeignet beanspruchte Muskel »entwickelt« sich im Laufe des Einzellebens zu stärkerer Leistung, zu einer Leistung, die, wenn sie ihm vorher zugemutet worden wäre, eine Gefahr für ihn bedeutet hätte. Aber er kann auch »entarten«, wenn er Gefahren ausgesetzt ist, die seine Kraft nicht üben, sondern an ihr zehren, so daß er seine Aufgaben nicht mehr im gleichen Umfange erfüllen kann. Ähnliches gilt auch im überpersönlichen Leben. Es bedeutet noch nicht ohne weiteres den Tod, sondern vielleicht nur eine andere Form möglichen Lebens. Aber Entwicklung macht stärker, Entartung schwächer im Lebenskampf. Beides ist eine Art von *Anpassung* an die Umwelt. Aber Entartung ist ein Nachgeben, Entwicklung eine Überwindung der Gefahr, ein Sieg. Der Grundsatz der Unterscheidung ist klar; aber die Beurteilung im einzelnen Falle kann sehr schwer werden, weil wir die Größe der Aufgabe des Lebens nicht überschauen. Die Dinosaurier haben bei schwach entwickeltem Großhirn Jahrmillionen hindurch das Bild der festländi-

schen Tierwelt beherrscht, die Säugetiere mit entwickelterem Großhirn gleichzeitig eine recht bescheidene Nebenrolle gespielt. So müssen wir die Dinosaurier wohl der damaligen Umwelt besser angepaßt nennen und möchten das für einen Vorsprung in der Entwicklung halten. Aber als dann am Ende der Kreidezeit jene mächtige Wandlung der Umwelt eintrat, die wir im einzelnen noch nicht übersehen, die sich aber in dem großen Echsensterben widerspiegelt, da unterlagen die Dinosaurier, während nun der Aufschwung der Säugetiere begann. Die Dinosaurier waren zu starr an ihre Umwelt angepaßt und konnten jenem Wandel in ihr keine ausreichenden Abwehrkräfte mehr entgegenstellen. Sie hatten die wirksamere Anpassung an den Augenblick mit einem Verlust an weiterer Anpassungsfähigkeit bezahlt, sie hatten der Umwelt nachgegeben und waren auf große Sicht unfreier geworden. Gerade ihre Riesengröße, die auf den ersten Blick als Entwicklungserfolg erscheint, machte sie abhängiger. Denn daß die Natur hier immer größere Formen züchtete, zeigt, daß dieser Typus in kleinerer Gestalt nicht mehr wettbewerbsfähig war. Es war eine »Flucht in die Größe«. Riesenformen des Lebens sind im Laufe der Erdgeschichte anscheinend immer eine Vorstufe zum Aussterben gewesen, weil sie sozusagen auf eine Karte gesetzt hatten, die ihnen nur vorübergehend Glück brachte. Diese Unfreiheit besiegelte ihr Schicksal. Echte Entwicklung macht das Leben unabhängiger von der Gunst der Umstände. Entartung führt früher oder später zum Untergang, und so dürfen wir sagen, daß sie dem Sinne des Lebens widerspricht. Wahre Entwicklung dagegen macht das Leben immer tüchtiger, das Gesetz seines eigenartigen Wesens durchzusetzen gegen alle Gegenkräfte, die ihm eine fremde Form aufzwingen wollen. Die Fähigkeit, nach eigenem Gesetze zu leben, nennen wir *Freiheit*. Entwicklung bedeutet ein fortschreitendes Freimachen des Lebens. So darf der Naturforscher dem Leben die Idee der Freiheit zugrunde legen, ohne seinem Grundsatze untreu zu werden, daß er die Notwendigkeit alles Geschehens zu erkennen habe. Die Idee der Freiheit ist eben eine Not-

wendigkeit siegenden Lebens. Die Freiheit erweist sich als Zielrichtung der Entwicklung, auch wenn das Ziel selbst in unerreichbarer Ferne liegen mag. *Das Leben kämpft um die Unsterblichkeit und Freiheit von Völkern* in dem Sinne, den wir dem Worte »Volk« oben gaben, d. h. von Einheiten überpersönlichen Lebens.

In diesem Kampfe unsern Mann zu stehen, ist die große Sicht, in der wir heute unsere Lebensaufgabe erblicken. Was dabei im einzelnen von uns gefordert werden wird, können wir nicht voraussehen; denn die Geschichte wiederholt sich nicht, und keine Wissenschaft kann uns die Zukunft enthüllen. Das Leben fordert eben von seinen bewußten Trägern Wagemut. Aber es fordert nicht blindes Fortstürmen, sondern Schärfung des Blickes für die Bedingungen des überpersönlichen Lebens. Nur an der Vergangenheit können wir das lernen, und wir wollen es versuchen durch einen Rückblick auf die bewährten Wege bisheriger Entwicklung des Lebens. Das wird ein Blick nach außen wie nach innen sein müssen. Der Blick nach außen muß sich auf die Stammesgeschichte des Menschen richten mit Seitenblicken auf andere Lebewesen, aus deren Schicksal wir lernen können. Der Blick nach innen soll uns erkennen lassen, welche Kräfte wir aus unserm Erbwesen heraus zur Bewältigung unserer Aufgabe bewußt in uns fühlen und darum auch bewußt einsetzen können. In dieser Reihenfolge wollen wir den Versuch unternehmen.

Das Überpersönliche im unbewußten Leben

Die Zelle als Persönlichkeit. Die Vorstellung von der Persönlichkeit und damit auch der Begriff des Überpersönlichen stammt aus dem bewußten Einzelerleben. Aber »persona« bedeutet ursprünglich die Theatermaske des antiken Schauspielers, also eine sichtbare äußere Form. So tun wir dem Begriff keinen Zwang an, wenn wir ihn auf alle räumliche Gestalt anwenden, in der uns lebende Einzelwesen entgegentreten, unabhängig davon, ob ihr Leben bewußt oder unbewußt sich abspielt. Dazu sind wir um so mehr gezwungen, als wir ja in unserem eignen Werden den Anfang der bewußten Persönlichkeit gar nicht feststellen können, sondern nur den Anfangszustand der persönlichen Gestalt, mit der wir sie später verbunden sehen, des Leibes. Dieser Anfangszustand ist eine einzelne Zelle, die befruchtete Keimzelle von Sandkorngröße. Sie legt bereits fest, wer wir sind. So beginnen wir den Rückblick auf unsere Entwicklung mit dem Leben der Einzelzelle. Einzeln lebende Zellen bilden den Ausgangspunkt für jede Persönlichkeitsentwicklung, und in einzeln lebenden Zellen sieht deshalb auch die Abstammungslehre unsere ältesten Vorfahren. Schon für diese Ausgangsform gilt Goethes Wort:

»Kein Lebendiges ist eins,
Immer ist's ein Vieles.«

Eine Vielheit von Vorgängen, die wir noch gar nicht übersehen, spielt sich in der lebenden Zelle ab. Wir fassen ihre

Bedeutung dahin zusammen, daß sie einen Ring von Keimkräften schaffen (vgl. S. 19). Es bedarf kaum der erneuten Feststellung, daß es keinen durch eine chemische Formel ausdrückbaren Stoff gibt, der als solcher lebendig wäre, auch keine Kraft, die sich als Lebenskraft von andern Kräften physikalisch unterscheiden ließe. Als entscheidend am Lebendigen erkannten wir die *Form*, die sich unbeirrt durchsetzt, obwohl sie dauernd im Austausch von Stoffen und Kräften mit der Umwelt steht. Dieser Stoff- und Kraftwechsel unterscheidet die lebende Form vom Kristall. Auch die Form eines Kristalls ist durch die Eigenart desjenigen bestimmt, das sich in dieser Gestalt von der Umwelt scheidet. Aber der einmal gegebene Stoffbestand des Kristalls erfährt keine inneren Veränderungen. Jedes Atom hat in ihm ein für allemal seinen bestimmten Raum, innerhalb dessen nur Schwingungen um eine bleibende Gleichgewichtslage stattfinden. Davon bilden selbst radioaktive Kristalle keine Ausnahme. Sie geben zwar Stoffe und Kräfte ab. Aber damit zerfällt auch der Kristall. Solange er besteht, besteht auch die feste Ordnung seiner Bestandteile. Die lebende Form aber ist der Schauplatz des steten Kampfes, den der Ring der Keimkräfte um seinen Bestand führt. Dazu braucht er Stoffe und Kräfte aus der Umwelt; aber er zwingt sie, nach seinen inneren Gesetzen an diesem Kampfe teilzunehmen, also zeitweilig Keimkräfte zu werden. Das war ja nicht eine besondere Art von Kräften, sondern eine besondere Form des Zusammenwirkens.

Dies Zusammenwirken hat mit dem Ineinandergreifen der Teile einer Maschine das gemeinsam, daß die Zuführung einer äußeren Antriebskraft nötig ist. Ohne sie erlischt der Vorgang. Wird er aber unterhalten, dann entscheiden über seinen Verlauf nur der innere Bau der Maschine und ebenso der innere Bau der Zelle, und zwar der persönliche Bau der einzelnen Zelle. Den Antrieb liefert der grünen Pflanze die Sonnenstrahlung, dem Tiere die Nahrung, bestehend aus Stoffen, die mittelbar oder unmittelbar aus Sonnenenergie durch Pflanzentätigkeit erzeugt sind und bei ihrer Zersetzung im Tierkörper chemische Triebkräfte erzeugen. Wir be-

schränken uns auf das Tier; aber gelegentliche Seitenblicke auf das Pflanzenreich werden uns dort gleiche Grundgesetze zeigen.

Lebensgemeinschaften. Das Leben des Tieres ist hiernach ohne die Mitwirkung von Pflanzen nicht möglich. Aber diese Verbindung mit anderem Leben etwa ein überpersönliches Leben nennen, würde zu Unklarheit führen. Das Tier benutzt nicht das Leben der Pflanze als Nahrung. Dies hat aufgehört, bevor sein Erzeugnis als Betriebsstoff in das Tierleben eingeführt wird. Das Leben der Pflanze setzt sich im Tier nicht fort. Selbst viel engere Formen der Verbundenheit zwischen verschiedenem Leben dürfen wir nicht zum überpersönlichen Leben rechnen. Das lehrreichste Beispiel finden wir innerhalb des Pflanzenreichs in den Flechten. Sie bestehen aus einem Gewebe von Pilzzellen, in dem grüne Algenzellen verteilt sind. Alge und Pilz sind dabei in ihrem Leben aufeinander angewiesen. Der Pilz könnte ohne die Alge nicht leben. Ihm fehlt die Fähigkeit, die Sonnenstrahlung zum Aufbau von Nahrung auszunutzen. So ißt er mit am Tisch der Alge. Aber auch die Alge könnte für sich allein nicht an der Stelle leben, an der sich die Flechte behauptet; denn erst das Pilzgewebe sichert die Aufspeicherung der Wassermenge, deren die Alge bedarf. Trotzdem ist das keine überpersönliche Einheit des Lebens, nur eine Einheit der Wirtschaft. Es fehlt das einheitliche Erbwesen. Die Alge wahrt das ihre und der Pilz das seine. Wir sprechen da von *Lebensgemeinschaft*, und im folgenden wird dies Wort nur auf solche Verbindungen von Lebewesen angewendet werden, bei denen jedes durch sein eigenes Lebensgesetz bestimmt bleibt.

Die Wirtschaftsgemeinschaft kann in sehr verschiedener Form auftreten. Von der eigentlichen Lebensgemeinschaft mit gegenseitigem Nutzen oder der *Symbiose*, wie sie bei der Flechte vorliegt, unterscheidet sich das *Schmarotzertum* derjenigen Pilze, die an dem Haushalt von Pflanzen teilnehmen, ohne ihnen ihrerseits zu nützen, ja indem sie deren Leben gefährden können. In diesem Sinne würde auch das

Verhältnis des Tieres zur Pflanze unter den Begriff des Schmarotzertums fallen. Aber damit würden wir Erscheinungen zusammenwerfen, die bei jeder Betrachtung des Lebens aus großer Sicht ganz verschiedene Bedeutung haben. Es empfiehlt sich, vom Schmarotzertum die *zweistufige Lebensgemeinschaft* zu unterscheiden. Bei ihr ist allerdings wie beim Schmarotzertum der eine Partner allein der Gebende, der andre nur Empfangender. Aber dadurch werden Lebensleistungen möglich, zu denen die Pflanze allein nicht fähig wäre. Der Mensch hätte nie im Rahmen pflanzlichen Lebens entstehen können. Durch den Verzicht auf die eigne Verarbeitung der Sonnenenergie werden im Tierreich höhere Grade der Freiheit möglich. Das ist beim Schmarotzertum nicht der Fall. Vielmehr wird dort der Schmarotzer unter Umständen so sehr vom Wirt abhängig, daß wir das Schmarotzertum sinngemäß unter die Entartungserscheinungen rechnen dürfen. Wir kommen darauf noch zurück.

Teilung und Paarung. Die wirtschaftliche Lebensgemeinschaft ohne einheitlichen Erbzusammenhang war kein überpersönliches Leben. Um solches zu finden, müssen wir uns dem Erbgange des einzelligen Lebens zuwenden. Zwei Vorgänge sind zu betrachten: die Teilung und die Paarung. Der Stoffwechsel besteht aus einer Stoffaufnahme und einer Abgabe verbrauchter Stoffe. Wenn zwischen beiden nicht vollständiges Gleichgewicht herrscht, muß die Zelle entweder größer oder kleiner werden. Wir betrachten zuerst den Fall des Größerwerdens. Die Zelle wächst; aber damit wird ihr Zustand ein grundsätzlich anderer; denn zu ihren Eigentümlichkeiten gehört auch ihre bestimmte Größe. Wir können uns das in einer reichlich groben, aber anschaulichen Weise verständlicher machen, indem wir davon ausgehen, daß der Stoffwechsel dauernd Stoffe vom Rande der Zelle nach innen und wieder zurück nach außen bringt. Das beansprucht eine gewisse Arbeit, die mit der Länge des Weges zunimmt und damit den Gesamthaushalt in steigendem Maße belastet. Das muß eine Grenze haben, und so sehen wir den Stoffwechsel der Zelle im allgemeinen für eine Zeit

aufhören, wenn die Zelle zur doppelten Größe angewachsen ist. (Das bedeutet nicht den doppelten Durchmesser, vielmehr bei kugliger Gestalt eine Zunahme des Durchmessers um etwa ein Viertel, nämlich auf $\sqrt[3]{2}$.) Nun verpuppt sich gleichsam die Zelle. Es finden innere Umstellungen statt, die man besonders am Zellkern eingehend studiert hat. Dabei spaltet sich jedes einzelne Formelement der Zelle in zwei gleiche Teile. Nennen wir sie a und b! Dann fügen sich alle a-Teile einerseits und alle b-Teile anderseits wieder zu je einem Gebilde nach Art der Ausgangsform und nun auch in deren ursprünglicher Größe zusammen.

Die Zelle hat sich in zwei Zellen geteilt. Beide können entweder getrennt weiterleben. Dann ist damit der Schauplatz dieser Art einzelligen Lebens verdoppelt. Oder die Zellen können auch bei weiteren Teilungen zusammenbleiben und eine arbeitsteilige Lebensgemeinschaft eingehen. Dann entsteht ein vielzelliger Körper, wie er allem »höheren« Leben und auch dem unsrigen zugrunde liegt. Bei dem Vorgange der Teilung des Einzellers nennt man auch wohl die ursprüngliche Zelle die Mutterzelle und die Ergebnisse der Teilung die Tochterzellen. Damit überträgt man auf den Einzeller einen nicht ganz passenden Begriff aus dem Bereich der höheren Lebewesen. Bei diesen tritt der Tochterorganismus neben den weiter bestehenden mütterlichen. Bei den Einzellern aber ersetzen zwei »Tochterzellen« eine »Mutterzelle«.

Ehe wir zu den höheren Formen des Lebens übergehen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit noch kurz einem Vorgang zu, den man als die Umkehrung der Teilung bezeichnen könnte. Es ist die unter gewissen Umständen eintretende *Paarung* oder Konjugation. Bei ihr legen sich zwei Zellen der gleichen Lebensform aneinander und verschmelzen zu einer. Diese teilt sich von da ab weiter wie jede andere Zelle. Aber sie hat einen neuen Erbgang eingeleitet, der nun das vereinigte Erbgut der verschmolzenen Zellen fortpflanzt. Durch Teilung und Paarung von Zellen wird alles Leben vererbt.

Ungeschlechtliche und geschlechtliche Vererbung. *Die Vererbung ist das große Mittel des Lebens, den Untergang des Einzelwesens zu überdauern.* Sie ist der einzige Weg, auf dem wir neue Lebensträger entstehen sehen, und das berechtigt die Abstammungslehre, alle Vielheit der Lebensformen durch Erbgang aus einer Urform abzuleiten.

Die Teilung verbreitert die Kampffront des Lebens. An Stelle der einen Zelle sind nach der ersten Teilung zwei vorhanden, nach der dritten acht, nach der zehnten tausend. Das verstärkt die Sicherheit gegen äußere Gefahren, freilich nur für das überpersönlich gesehene Leben. Von jenen Tausend mögen Hunderte zerstört werden, das Leben geht in der alten Form weiter. Und »Form« bedeutet hier Gestaltetheit bis ins Einzelne hinab. Selbst der chemische Bau der Eiweißstoffe, die den Zellkörper bilden, ist ein so eigenartiger, daß diese Stoffe, wo sie einem anderen Lebewesen zur Nahrung dienen, erst zersetzt und dann der neuen Lebensform entsprechend neu aufgebaut werden müssen. Und all diese Eigenart wird bei der Teilung auf die neu entstandenen Zellen vererbt.

Wir nennen diese Art der Vererbung die ungeschlechtliche im Gegensatz zu der geschlechtlichen, bei der die Paarung eingeschaltet ist. Diese betrachten wir hier nur in ihrem Einfluß auf die höheren Lebewesen mit ihrem vielzelligen Körper. Der Erbgang nimmt seinen Weg auch da durch eine einzige, aber aus Paarung hervorgegangene Zelle, die befruchtete Keimzelle. Durch deren Teilungen entsteht zunächst ein Zellhaufen und aus ihm der arbeitsteilig aufs feinste durchgegliederte Körper. Alle seine Zellen sind »Tochterzellen« der Keimzelle, verdanken dieser ihre Lebensfähigkeit. Aber diese Lebensübertragung von der Keimzelle auf die Körperzellen bezeichnen wir nicht als Vererbung. Wir beschränken den Begriff auf den Fall, daß Erbgut auf eine neue Persönlichkeit übergeht, und als solche können wir die einzelne Zelle nicht mehr ansprechen, wenn sie Glied eines einheitlichen Gesamtkörpers geworden ist. Die Vererbung liegt hier in der Übertragung des Erbgutes auf einen neuen Körper, in der Entstehung

einer neuen, entwicklungsfähigen Keimzelle. Das Besondere der geschlechtlichen Vererbung liegt nun darin, daß die Mutter auf das Kind nur die Hälfte ihres eignen Erbgutes überträgt, die mit väterlichem Erbgut verbunden wird, während die Teilung das gesamte Erbgut und unvermischt weitergibt.

Auch die geschlechtliche Vererbung verbreitert die Kampffront der betreffenden Lebensform, aber in ganz anderer Weise als die Teilung. Nun hört das Einzelwesen auf, Träger des vollen Erbwesens zu sein. Diese Aufgabe geht jetzt ganz an eine *überpersönliche Einheit* über. Veranschaulichen wir uns den Vorgang durch ein Bild, dann ist das Ergebnis der Vererbung durch Teilung ein von einem Punkte ausgehendes Linienbüschel oder ein »Stammbaum« im engsten Sinne des Wortes, bei dem sich jede Linie wieder gabelt, aber niemals zwei sich vereinigen. Fassen wir deshalb irgendeinen Bezirk in der Krone dieses »Baumes« zusammen, dann führen alle seine Erblinien auf den einen ersten Spender des gesamten Erbgutes zurück. Viele Nachkommen haben einen einzigen Ahn.

Bei der geschlechtlichen Vererbung hat ein Nachkomme viele Ahnen. Die der Paarung hier jedesmal voraufgehende »Reifeteilung« bewirkt, daß nur je eine Hälfte des mütterlichen und eine Hälfte des väterlichen Erbgutes auf das Kind übergeht. Dieses trägt nicht die Summe des in den Eltern wirksamen Erbgutes, sondern nur eine Auswahl daraus, die sehr verschieden ausfallen kann, wie wir aus der Unähnlichkeit mancher Geschwister wissen. Greifen wir wieder zur bildlichen Veranschaulichung, dann verhält sich hier der Weg des Erbgutes wie ein Geflecht vielfaseriger Fäden. Vor jeder Paarung wird der Faden in zwei Teile zerlegt, aber jedesmal in verschiedener Weise, und zwei Teilfäden vereinigen sich zum weiterführenden Erbfaden. Hier können wir nicht mehr von einem Linienbüschel sprechen, sondern nur von einem »Geflecht«. Keine Einzelperson gibt mehr das volle Erbbild, und keine Gruppe innerhalb des Ganzen läßt sich mehr auf eine einzige Erblinie zurückführen. Nur als überpersönliches Ganzes stellt dies *»Erbgeflecht«* ein be-

stimmtes, die Vererbung überdauerndes Erbwesen dar (vgl. Anm. 2 im Anhang).

Das Erbgeflecht. Verbreiterte die Teilung die Kampffront gegenüber äußeren Gefahren, so mindert die geschlechtliche Vererbung die innere Gefahr der Entartung. Selbst aus dem siegreichen Lebenskampfe trägt die Zelle ihre Narben, Veränderungen, von denen sich erst zeigen muß, ob sie Züge der Entwicklung oder der Entartung sind. Wo das Erbgut der Nachkommen auf einem einzigen Ahn ruhte, gingen solche Besonderheiten auch auf sie alle über, mochten sie günstig oder ungünstig sein. Im vielzelligen Körper sind solche Veränderungen erst erblich, wenn sie bis zu den Keimzellen vordringen. Schon darin liegt eine gewisse Sicherung gegen Unstetigkeiten im Ringe der Keimkräfte. Nur Veränderungen der Keimzelle, sogenannte »Mutationen«, verändern das Erbbild. Aber in der geschlechtlichen Vererbung werden auch die erblich gewordenen Veränderungen des einzelnen noch einer langen Bewährungsprobe unterworfen, ehe sie in das dauernde Erbbild übernommen werden. Das abgewandelte Erbgut wird auf mehrere Nachkommen verteilt, vereinigt mit Erbgut, das unverändert blieb oder andere Abwandlung erfuhr. So erhält es vielfache Gelegenheit zur Bewährung. Die Auslese kann wirken und Unbrauchbares ausschalten. Das Bewährte wird auf immer mehr Einzelwesen übertragen, und auf diesem ganzen Wege wird an dem Neuen gearbeitet, bis es dem Gesetz dieser bestimmten Lebensform dienstbar gemacht oder wieder ausgemerzt ist. Es ist klar, wie dadurch die Stetigkeit einmal geprägter Eigenart gefördert wird. Sie erhält eine gewisse Veränderungsbreite, einen Spielraum der Form; aber Abweichungen vom Mittelwert werden gehemmt.

> »Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.«

Goethe hat bei diesem Wort an den einzelnen Menschen gedacht. Aber mit viel größerem Recht gilt es von jenem

Erbgeflecht als Ganzem. Trotz der so verfestigten Kampffront der Lebensform bleibt die einzelne Persönlichkeit immer der eigentliche Kämpfer, wie es in der Truppe der einzelne Soldat ist. Der Erfolg der Entwicklung haftet an der überpersönlichen Einheit; aber die Bewährung im Lebenskampfe bleibt Sache der Einzelgestalt.

Der Zellenstaat als Persönlichkeit. Diese einzelne Gestalt ist aber bei den höheren Lebensformen nicht mehr die Zelle, obwohl sie auch hier jedesmal wieder aus einer einzigen Zelle hervorgehen. Die kämpfende Einheit ist nun ein Millionen- ja Milliardenverband von Tochterzellen der Keimzelle, der durch Eintracht stark wird. Arbeitsteilung, bei der jede Zelle einer bestimmten Arbeit angepaßt wurde, und Arbeitseinung, die alle diese Teilarbeiten auf ein gemeinsames Ziel abgestimmt hat, haben aus einer Anhäufung von Zellen einen »*Zellenstaat*« gemacht. Das ist mit schwerwiegenden Folgen für die einzelnen Zellen verbunden gewesen. Davon ist noch an späterer Stelle zu reden (S. 37). Wir betrachten zunächst nur den Zellenstaat als Ganzes. Das Wort enthält einen Vergleich mit der bewußten Staatenbildung, die eine Vielheit von Menschen arbeitsteilend und arbeitseinend verbindet. Der Rechtsordnung des Menschenstaates entspricht dabei die Naturordnung des Zellenstaates. Der Vergleich erweist sich als recht fruchtbar, fordert aber, daß man die grundlegenden Unterschiede nicht vergißt, die zwischen beiden Gebilden bestehen. Die Ordnung des Zellenstaates geht aus dessen Erbwesen mit Notwendigkeit hervor, die Ordnung des Menschenstaates ist, wenn sie Dauer hat, ein Erbbesitz. Aber der bewußte Wille kann diesen umgestalten, und die Antriebe dazu brauchen nicht in tieferer Erkenntnis zu liegen. Wohl fühlen wir auch in unserm Rechtsbewußtsein eine Naturgegebenheit von einem »Rechte, das mit uns geboren ist« und dem der rechtsbildende Wille verantwortlich bleibt. Auch übertreibt Mephisto, wenn er meint, daß von diesem Rechte nie die Rede sei. Aber alle Rechtsstreite unter den Menschen zei-

gen uns, daß das Bewußtsein hier einen großen Anteil hat. Von seiner besonderen Rolle wird noch die Rede sein.
In den Vorgängen, von denen wir bisher sprachen, können wir dem Bewußtsein noch keinen Platz einräumen. So unbewußt, wie das Kind zur Welt kommt, ist der Mensch durch unsere Ahnenreihe emporgestiegen. Es ist das bleibende Verdienst Darwins, gezeigt zu haben, wie eine steigende Entwicklung des Lebens auch ohne Mitwirkung von Absichten verständlich werden kann. Mag sein Gedanke von der *natürlichen Auslese* im Lebenskampfe uns auch gewiß nicht in allen Fällen bisher befriedigende Auskunft gegeben haben, so ist er doch der einzige geblieben, der die Frage überhaupt beantwortet. Alle andern Versuche führen Hilfsbegriffe ein, die mehr Umschreibungen der Tatsache sind und sie nicht in höhere Zusammenhänge einordnen.
Die natürliche Auslese der lebenstüchtigeren Form im Kampfe um das Dasein ist freilich nur ein Wahrscheinlichkeitsgesetz, dem nicht jeder Einzelfall entspricht. Aber wir wollen es auch nicht auf das Einzelleben anwenden, sondern auf die Entwicklung jenes überpersönlichen Erbgeflechts, in dem jeder Fortschritt der Mittelwert aus zahllosen Einzelschicksalen ist.

Artentrennung und Artenangleichung (Konvergenz). Wir stehen vor der sehr merkwürdigen Tatsache einer verwirrenden Fülle ganz verschiedener, völlig getrennter Lebensformen, die sich alle aus der gleichen Urform durch das gleiche Auslesegesetz gebildet haben sollen. Mußte nicht, wenn man dem Wettbewerb um die Lebensbedingungen so große Bedeutung zuschreibt, wie es unter diesem Gesichtspunkte geschieht, die einmal überlegen gewordene Form durch ihren ersten Vorsprung noch überlegener werden und schließlich alles andere zurückdrängen? Das geschah offenbar nicht, und die Erklärung liegt in der Verschiedenheit der Lebensräume, in denen die Entwicklungen erfolgten, und darin, daß eine fruchtbare Paarung an enge Grenzen in der Breite der Abwandlung gebunden ist.

Wenn sich Nachkommen derselben Erbgruppe an verschiedenen Orten unter verschiedenen Auslesebedingungen der Umwelt weiter entwickeln, dann werden die Mittelwerte im Erbgeflecht immer verschiedener werden. Sie bleiben anfangs noch mischbar; aber von einem bestimmten Grade der Verschiedenheit an hört die Möglichkeit fruchtbarer Paarung auf. Es sind verschiedene »*Arten*« entstanden, und diese Artentrennung ist für die Zukunft endgültig. Das Erbgeflecht verbreitert sich also nicht beliebig, sondern trennt sich gleichsam in schmale *Erbbänder*. Diese gabeln sich nun wie die Äste eines Baumes, und wenn die Verwandtschaftsverhältnisse sich innerhalb der einzelnen Art nur unter dem Sinnbild eines Erbgeflechtes und nicht eines Stammbaumes darstellen ließen, so gewinnt das Bild vom Stammbaum wieder seine volle Bedeutung bei der Verwandtschaft der Arten untereinander.

Die Abgrenzung zweier nahe verwandter Arten gegeneinander kann gelegentlich unsicher werden. Von derselben Grundform aus können in getrennten Räumen Abartungen erfolgen, die zwar an sich erblich verschieden sind, sich aber beim Zusammenleben im gleichen Raum fruchtbar paaren können. Dann ist die endgültige Trennung der Erbbänder noch nicht vollendet, und man spricht besser von »Spielarten« einer und derselben Form; aber das sind verhältnismäßig kurze Zwischenstufen der Entwicklung. Die scharfe Unterscheidung von Arten ist keineswegs nur das Ergebnis menschlichen Ordnungsbedürfnisses, sondern der Ausdruck einer Naturgesetzmäßigkeit, eben der Schmalheit der Erbbänder. Durch welche Mittel die Natur die Trennung der Arten erreicht und in welchem Umfange diese Mittel wirksam sind, das zu erkennen ist Sache gründlichster und unvoreingenommener Erforschung. Was aber die Folge wäre, wenn solche Begrenzung der Erbbänder nicht einträte, dessen uns bewußt zu werden, ist Sache eines sehr notwendigen Nachdenkens, das von uns allen gefordert wird (vgl. Anm. 2 im Anhang). Die Trennung der Arten ist die Voraussetzung dafür, daß auch da, wo ein Erbgang unter starker Formwandlung erfolgt, doch immer erbsicher

eigenartig geformte Gestalten erzeugt werden. Aber diese Eigenart ist doch nicht notwendig starr. Es scheint vielmehr, daß im Erbgut selbst ein Drang zur Veränderung in bestimmter Richtung liegen kann, der ebenso vererbt wird wie die andern Anlagen. Nur so wird die merkwürdige Erscheinung verständlich, die man als »*Orthogenese*«, d. h. geradlinige Entwicklung, bezeichnet. Bei ihr sehen wir in der Erbfolge sich ein Organ immer stärker entwickeln, ohne daß das dessen Gebrauchswert entspräche und deshalb durch Auslese erklärbar wäre. Dahin gehören z. B. die übertrieben langen und gebogenen Stoßzähne des Mammuts. Nur so können wir auch die Anfangsstadien von Veränderungen erklären, die einen Auslesewert erst bekommen konnten, nachdem sie eine gewisse Größe erreicht hatten.

Ein wichtiger Fall von Wahrung des Erbwesens trotz starker Anpassungen sind die *Angleichungen*, die wir zwischen Arten sehr verschiedener Herkunft eintreten sehen, wenn sie unter starke Umwelteinflüsse geraten, die auf sie in gleicher Richtung umgestaltend wirken. Man spricht dann von »Konvergenz« und meint damit eine Ähnlichkeit aus Umweltzwang, nicht aus gleicher Abstammung. So angeglichene Formen bleiben aber doch innerlich verschieden. Der Walfisch, der von landbewohnenden Säugetieren abstammt, wurde bei der Anpassung an das Wasserleben zwar äußerlich fischähnlich, blieb aber ein Säugetier, das durch Lungen atmet und dessen Junge anfangs vom Muttertier durch Milchdrüsen ernährt werden.

Die Artentrennung ist endgültig. Wir kennen auch kein Beispiel dafür, daß sich die gleiche Artenbildung wiederholt hätte. Man hat die verschiedenen Menschenrassen auf die Abstammung von verschiedenen Arten Menschenaffen zurückführen wollen. Aber je genauer man den Körperbau verglichen hat, desto mehr hat sich die Überzeugung gefestigt, daß die jetzige Menschenform nur einmal entstanden ist, und zwar von der Ahnenreihe des Schimpansen aus. Die verschiedenen Menschenrassen bedeuten nicht eine wiederholte Menschwerdung, sondern die Folge nachträg-

licher Spaltung, und wird sich steigern, wenn sie nicht durch Mischung gestört wird.
Getrennte Arten sind keine Kampfgenossen auf der Entwicklungsbahn mehr; aber sie können Verbündete werden in der Form einer Lebensgemeinschaft (vgl. S. 26). Dauerhafte Lebensgemeinschaft ist sogar nur unter getrennten Arten möglich. Wo Spielarten derselben Grundart in denselben Lebensraum einwandern, da würde es zu Mischformen kommen. Das Erbbild, das in jeder der Spielarten eine eigne, lebensbewährte Prägung erhalten hätte, würde unsicherer, das Erbband würde breiter, und ob der größere Spielraum der Begabungen, der dabei gelegentlich auftreten möchte, für das organische Zusammenwirken förderlich oder hinderlich wäre, ob die Folge also Entwicklung oder Entartung (vgl. S. 20) wäre, ließe sich so wenig voraussehen wie der Erfolg eines Glückspieles.

Die Persönlichkeit höherer Stufe. Bei aller Schärfe der Scheidung unter den einmal getrennten Lebensformen zeichnen sich doch große Gemeinsamkeiten in den Gesetzen der Weiterentwicklung ab. Das sind nicht Konvergenzen; denn sie beruhen nicht auf Umweltzwang, sondern auf übergeordneten Lebensgesetzen. So ist alles höhere Leben an Zellenstaaten (vgl. S. 32) gebunden, mit ihnen entstehen *Persönlichkeiten höherer Stufe.* In ihnen herrscht ein ebenso fein abgestimmtes Zusammenspiel der einzelnen Zellen wie in der Zelle zwischen deren Formbestandteilen, und wie der einzelne Zellteil nicht außerhalb der Zelle leben kann, so kann das nunmehr auch die einzelne Zelle nicht mehr außerhalb des Körpers, zu dem sie gehört. Die Persönlichkeit der tieferen Stufe, die Zelle, hat also an Freiheit verloren; aber das überpersönliche Leben hat durch die erhöhte Wehrkraft der Persönlichkeit höherer Stufe, des Zellenstaates, an Freiheit gewonnen. Immerhin behält die einzelne Zelle auch in dem höheren Verbande ihre Selbstverwaltung, insofern sie die ihr zugeführten Stoffe und Reize nach ihrem eignen Gesetze verarbeitet, und wo das

Eigenrecht der Zelle oder eines Organs verletzt ist, wirkt es auf den Gesamtorganismus hemmend zurück oder im bewußten Leben warnend durch die Einschaltung des Schmerzes. Nur der Eigennutz der Zelle ist dem Gemeinnutz des Ganzen untergeordnet.

Dies Ganze ist nicht nur eine größere Kampfeinheit geworden, weil es die Kräfte vieler Zellen zusammenfaßt, sondern in ihm sind auch neue Leistungen möglich geworden, weil seine Teile nun an Einzelaufgaben angepaßt sind und diese daher ganz anders bewältigen können als der allseitig beanspruchte Einzeller. Freilich verlieren dabei die eigentlich arbeitenden Zellen ihre Unsterblichkeit. Mit der einseitigen Steigerung derjenigen Fähigkeiten, die ihrem Sonderanteil in der Arbeitsteilung entsprechen, ist eine Verkümmerung anderer Fähigkeiten verbunden. Von einem gewissen Grade der Arbeitsteilung an verliert die Einzelzelle die Fähigkeit, als Keimzelle zu dienen. Darin liegt etwas, das man als Entartung bezeichnen könnte; denn es setzt die Lebensdauer dieser Zellen herab und damit die des ganzen Körpers. Die Persönlichkeit höherer Stufe muß altern und sterben, und ihre Aufgabe kann in neuem Leben nur dadurch weitergeführt werden, daß bestimmte Zellen von der Arbeitsteilung von vornherein ferngehalten werden, um als künftige Keimzellen zu dienen (vgl. Anm. 3 im Anhang). Die Tatsache, daß diese Keimzellengruppe nicht an der Arbeit des Körpers teilnimmt, aber allein das Weiterleben trägt, läßt besonders klarwerden, daß auch der Gesamtkörper, die Persönlichkeit höherer Stufe, nicht der Sinn des Lebens ist, sondern der Diener überpersönlichen Lebens.

Die Stufe, die mit der Entstehung des vielzelligen Gesamtkörpers erklommen wurde, ist diejenige, die wir allein als Persönlichkeit zu bezeichnen pflegen, weil sie allein mit unserm Bewußtsein verbunden ist. Wir haben weder ein Bewußtsein von den Zellen, die unsern Körper aufbauen, noch davon, daß ursprünglich alles Persönliche in uns von einer einzigen Keimzelle getragen worden ist. Erst seitdem wir das wissen, können und müssen wir

auch der Zelle, wenn sie einzeln lebt, Persönlichkeit beimessen.
Wie von dem Gesetze des bestimmten Todes, so sind auch alle vielzelligen Körper von dem Gesetze beherrscht, daß ihre Größe wie die der einzelnen Zelle an bestimmte Grenzen gebunden ist, mögen wir dabei einen Baum, eine Käferart, einen Vogel oder eine Menschenrasse als Beispiel wählen. Riesen und Zwerge sind gegenüber einer typischen Größe Ausnahmen, und selbst deren Größe bleibt innerhalb recht enger Grenzen. Es war auch schon oben (S. 22) davon die Rede, daß ganze Arten, wenn sie weit über die Körpergröße ihrer nahen Verwandten hinauswuchsen, in vielen Fällen bald ausgestorben sind. Ihre Entstehung war möglich, d. h. ihre Herauszüchtung konnte unter bestimmten Bedingungen erfolgen; aber sie haben sich auf die Dauer nicht im Lebenskampfe bewährt.

Der Bienenstaat. Wohl aber sehen wir im Reiche des Lebens noch größere Kampfeinheiten gebildet, nicht durch Vergrößerung des Einzelwesens, sondern durch arbeitsteilende und arbeitseinende Zusammenfassung von solchen. Wo wir das im Tierreich finden, sprechen wir von *»Staatenbildung«* und meinen das nicht bildlich wie beim Ausdruck »Zellenstaat«, sondern sehen in dem vergesellschafteten, arbeitsteiligen Leben von Ameisen, Bienen, Termiten wirklich Gegenstücke zum Menschenstaat. Indessen übersieht dieser Vergleich den entscheidenden Unterschied der Rolle, die das Bewußtsein in beiden Fällen spielt. Der Menschenstaat ist eine bewußte Gründung, von einer bewußten und vom Willen abhängigen Rechtsordnung zusammengehalten. Wir können uns zwar auch das Leben der einzelnen Biene kaum ohne bewußten Willen denken angesichts der so vernünftig erscheinenden Bewegungen. Aber die Ordnung des Bienenstaates als solchen zeigt davon nichts. Er scheint willkürfrei, daher naturgesetzlich ungleich gesicherter als der Menschenstaat. Der Bienenstaat gehört daher hier in die Betrachtung des unbewußten Lebens hinein.

Der Gegensatz gegen den Menschenstaat wird vielleicht am anschaulichsten an der Rolle der Drohnen. Nach menschlichem Maß gemessen erscheint ihr Fernbleiben von der Alltagsarbeit des Bienenstocks wie eine Schuld, ein Schmarotzen. Erinnern wir uns aber, daß auch im einzelnen Körper die Keimzellen von der täglichen Lebensarbeit ferngehalten wurden und daß nur das ihnen die Unsterblichkeit wahrte, dann wiederholt sich im Bienenstaat ein Entsprechendes, nur in größerem Rahmen. Wir werden dem Bienenstaat eher gerecht, wenn wir ihn nicht wie den Menschenstaat als eine Sammlung von Persönlichkeiten auffassen, sondern als eine Sammelpersönlichkeit, wie man das auch wohl mit dem Ausdruck *»der Bien«* tut. Wie im Einzelkörper sind die arbeitenden Teile von der Fortpflanzung, die fortpflanzenden von der Arbeit ausgeschlossen. Wie bei der Einzelzelle erfolgt die Bildung einer neuen Einheit durch Teilung der alten (hier des Bienenstocks) und offenbar mit Naturnotwendigkeit nach festem Gesetz. Die männliche Biene ist von Natur zur Drohnenrolle bestimmt. Könnte sie davon abweichen und täte sie es, dann würde sie nicht dem Leben dienen, sondern Verwirrung stiften. Die Auswahl der Königin aus den weiblichen Bienen scheint zwar einer gewissen Freiheit zu unterliegen, was wir kaum beurteilen können. Ist die Auswahl aber einmal vollzogen, dann verläuft das Leben der Königin von da ab zwangsläufig getrennt von dem der Arbeiterinnen. Die Ordnung in diesem Staate ist also von der Natur so festgelegt wie die Arbeitsteilung der Zellen im Körper.

Die Anlage zur Staatenbildung vererbt sich bei den Bienen wie die Anlage zur Bildung des Körpers. Aber das ist keine Anlage, die stammesgeschichtlich weit zurückreichte in die Ahnenreihe; denn es gibt Bienenarten, die keine Staaten bilden. Anderseits sind die staatenbildenden Termiten mit den Bienen nur entfernt verwandt. Es liegt also etwas der Konvergenz Vergleichbares vor, ohne daß damit gesagt sein soll, daß es sich um einen Umweltzwang handelt. Wie bei Konvergenzen erfolgt aber die Staatenbildung bei Bienen und Termiten nach verschiedenen Gesetzen.

Vollends zwischen Biene und Mensch ist die Verwandtschaft eine so weitläufige, daß wir gemeinsame Ahnen vor den ältesten uns überlieferten Fossilien in vorkambrischer Zeit suchen müssen. Vielleicht seit einer Milliarde Jahren sind unsere beiderseitigen Ahnenreihen getrennt. Auskunft darüber kann uns nur der Vergleich der Wege geben, auf denen der Bienenkörper und der Menschenkörper aus den arteignen Keimzellen entsteht. Vergleichbar ist Bienenkeim und Menschenkeim nur auf den ersten Stufen, bis ein sackförmiges kleines Gebilde entstanden ist, die »Gastrula«, mit einer einzigen Öffnung, Mund und After zugleich. Sobald die Entwicklung bis zur Ausbildung eines Darmes fortschreitet und neben der Mundöffnung ein gesonderter After auftritt, werden verschiedene Wege eingeschlagen: Beim Bienenkeim bleibt der ursprüngliche Mund weiter Mund, beim Menschenkeim bildet sich ein neuer. Die Biene gehört zu den »Urmundtieren« (Protostomiern), der Mensch zu den »Neumundtieren« (Deutorostomiern). Die ganze Stammesentwicklung über die Ringelwürmer zu den Gliedertieren und innerhalb dieser zur Biene verlief auf völlig anderem Wege als die Ahnenreihe des Menschen. Das Auftreten einer Staatenbildung hier wie dort beruht also nicht auf naher Verwandschaft, sondern ist zu den Konvergenzerscheinungen zu rechnen. In solchen Fällen denken wir zunächst an einen Umweltzwang, und es werden wohl auch gewisse Umweltbedingungen vorliegen, wo das Leben mit Staatenbildung antwortet. Aber entscheidend sind die Erbbedingungen der Lebensform. Daß in der Krone des großen Lebensbaumes an so weit voneinander entfernten Ästen Zusammenschlüsse über die körperlich einheitliche Persönlichkeit hinaus auftreten, deutet auf ein tief wurzelndes inneres, allen Sondergestaltungen *übergeordnetes Gesetz des Lebens* hin, das auf die Schaffung immer größerer organischer Verbände zielt (vgl. S. 36) und vielleicht der eindrucksvollste Beleg für die Einheit alles Lebens ist.

Das Hinausgehen über die Einzelpersönlichkeit im Tierstaat wie im Menschenstaat stellt jedoch nicht überpersönliches Leben dar, sondern nur eine Lebensgemeinschaft zwischen

Persönlichkeiten in demselben Sinne, wie wir den Körper eine Lebensgemeinschaft von Zellen nennen können. Allerdings haben diese Lebensgemeinschaften die Besonderheit, daß sie aus einheitlichem Erbwesen entstehen und einheitlichem Erbwesen dienen. Aber sie bleiben dessen Werkzeuge mit zeitlich begrenzter Tüchtigkeit, die untergehen und durch Nachkommen ersetzt werden. Das überpersönliche Leben, der dauernde Träger der Eigenart, ist niemals durch eine sichtbare Augenblicksform dargestellt, sondern es steht als *gemeinsame Idee* hinter allen Abkömmlingen des gleichen Erbgeflechts.
Der Zusammenschluß der Sammelpersönlichkeit des Bienenstaates erweitert wohl die kämpfende Einheit des Lebens, aber verbreitert an sich nicht das Erbgeflecht. Der Staat wird von den Nachkommen einer einzigen Königin gebildet, und beim Hochzeitsfluge sind die begleitenden Drohnen Geschwister der Königin. Die Beimischung fremder Drohnen ist zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht gefördert. Das Erbband wird also auch hier ausgesprochen schmal gehalten, seine überpersönliche Eigenart gewahrt. Dem dient auch der Jugendschutz, die wesentliche Leistung des Bienenstaates.

Jugendschutz als Grundsorge des höheren Lebens. Die eigentliche Arbeit des Bienenstockes, dem die Arbeiterinnen die eigne Fortpflanzung aufopfern, liegt in der besseren Fürsorge für die Nachkommenschaft, also in einem Dienst am überpersönlichen Leben. Die Jugendentwicklung des Keimes, die Zeit des Heranwachsens vom Eizustande bis zur Gewinnung der vollen Kräfte des ausgewachsenen Tieres, ist die schwache Stelle in der Erbkette. Dieser Engpaß wird durch die Staatenbildung unter den gemeinsamen Schutz des ganzen Bienenvolkes gestellt.
Auch in der Körperentwicklung derjenigen Reihe der Landwirbeltiere, die zum Menschen führte, bildet neben der Zusammenschaltung der Körperkräfte im Zentralnervensystem der immer stärkere Schutz für die erste Jugendzeit den

wichtigsten Fortschritt. Aber das wird hier nicht durch Staatenbildung erreicht, sondern durch immer stärkeren Einsatz von seiten des einzelnen Muttertieres. Das Ei des Lurches (Frosch, Molch) wird mit einem nur geringen Vorrat von Nährstoffen sich selbst überlassen. Es kann sich nur im Wasser entwickeln. In sehr jungem Zustande beginnt die Kaulquappe ihr selbständiges Leben. Bei den Kriechtieren sehen wir die erste Verstärkung des Jugendschutzes. Das Ei wird vom Mutterkörper her mit reichlichen Vorratsstoffen (Dotterstoffen) versehen und mit einer Haut oder gar mit einer festen Schale umgeben, die es vor dem Austrocknen schützt, dadurch die Entwicklung vom Wasser unabhängig macht, bis die Dotterstoffe verbraucht sind und ein schon lebenstüchtiges Jungtier ausgebildet ist. Beim Säugetier sehen wir als neue Form der Fürsorge die Ernährung durch den besonders angepaßten mütterlichen Milchsaft und beim höheren Säugetier die langdauernde Ernährung im Schutze des Mutterkörpers durch die Plazenta, die einen Stoffaustausch mit dem mütterlichen Kreislauf vermittelt. Auch hier wird das Erbband nicht verbreitert, sondern die Eigenart gesichert, indem die Erbkette an ihrer schwächsten Stelle versteift wird. Der Jugendschutz bedeutet nicht nur eine Erleichterung des Wachtums, sondern auch das *Fernhalten von Einflüssen, die die Eigenart der Entwicklung stören könnten.*

Der Jugendschutz machte die erwachsenen Tiere kaum stärker, aber »krisenfester«. Die darauf verwandten Energien fehlten den Beteiligten vielleicht geradezu im Wettbewerb, so daß sie da zurückstehen mußten. So sehen wir die Säugetiere keineswegs in gerader Linie zur Herrschaft gelangen; sondern in der Devonzeit entfalten sich die Lurche mit vielen Gestalten in hinreichend feuchten Lebensräumen. Als dann im Karbon die Kriechtiere dazutreten, bieten die Körper der erwachsenen Tiere kaum entscheidende Verbesserungen. Aber der Jugendschutz ermöglichte ihnen, auch in trockneren Gebieten aufzuwachsen. Das wurde entscheidend in den Trockenzeiten von Zechstein und Trias. Da verschwinden die Lurche aus der Großtierwelt, und die

Kriechtiere nehmen ihren Platz ein. Die Säugetiere sind schon da, aber anscheinend an den Rand gedrängt im Kampf um die Futterplätze. Sie wachsen vielleicht im Gebirge auf, unter schwereren Verhältnissen. Die Kriechtiere sind die stärkeren; aber der Jugendschutz der Säugetiere ist der wirksamere, und als am Ende der Kreidezeit Verhältnisse eintreten, denen die meisten Großformen der Kriechtiere erliegen, erweisen sich die Säugetiere eben als die »krisenfesteren«. Nicht das Ausnutzen günstiger Bedingungen, sondern das Überdauern der Not entschied.
Als bemerkenswerte Folge des Fehlens stärkeren Jugendschutzes dürfen wir die »Metamorphose« des Frosches ansehen. Da die ungeschützte Jugendform der Wandlung stärker ausgesetzt war, entwickelte sich in der Kaulquappe eine Larvenform, die gar nicht auf den erwachsenen Frosch hinweist, sondern erst durch einen Zwischenzustand, vergleichbar der Verpuppung der Insekten, zum Frosch umgeformt wird. (Zur Metamorphose vgl. Anm. 4 im Anhang.)

Wie wichtig das übergeordnete Lebensgesetz ist, das zum Jugendschutz drängt, zeigt ein Vergleich zwischen den Landwirbeltieren und den Landpflanzen. Die Sporenpflanzen begnügen sich damit, ihre Keimzellen als Sporen frei auszustreuen, und diese bedürfen des Wassers zum Weiterwachsen. Bei den höheren Pflanzenformen, den Samenpflanzen, vollzieht sich die erste Entwicklung im Schutze der Mutterpflanze, und der fortpflanzende Same bringt schon die Anlage von Wurzel, Stengel und Blatt und genügende Nahrungsstoffe für das erste Wachstum mit. Das ist ein Fortschritt, vergleichbar dem vom Lurch zum Kriechtier. Die Bedecktsamer, deren Same sich in dem schützenden Fruchtknoten entwickelt, haben ein Seitenstück im Fortschritt zum Säugetier. Die Natur hat bei Landwirbeltieren und Landpflanzen, wenn auch mit sehr verschiedenen Mitteln, doch die gleiche Aufgabe gelöst. Es ist beachtenswert, daß bei beiden die entsprechenden Fortschritte auch erdgeschichtlich in nicht allzu verschiedene Zeiten fallen. Das deutet auf Umwelteinflüsse hin.

Schmarotzertum als Entartung. Blicken wir noch einmal zurück, dann stand bei jedem großen Schritt zu höherer Entwicklung das Wohl des überpersönlichen Lebens im Vordergrunde. Seine Unsterblichkeit und die Durchsetzung seiner Eigenart, seine Freiheit, wird in steigendem Maße gesichert; aber die untergeordnete Persönlichkeit mußte beim Einbau in die höhere Form auf Unsterblichkeit und einen Teil ihrer Unabhängigkeit verzichten. Nur eine Art der Anpassung will sich dieser Formel anscheinend nicht fügen. Das ist das *Schmarotzertum.* Es macht das persönliche Leben leichter, aber das überpersönliche abhängig vom Wirt. Darum wurde es oben unter die Entartungen gerechnet. Dem scheint entgegenzustehen, daß es ganze Tiergruppen wie die Eingeweidewürmer gibt, die schmarotzend leben. Zeigt das nicht, daß auch diese Lebensweise mit den Lebensgesetzen im Einklang steht? Das bleibe dahingestellt. Aber alle Schmarotzergruppen sind Urmundtiere (vgl. S. 40). Unter den Neumundtieren, also damit auch in der Ahnenreihe des Menschen, fehlen eigentliche Schmarotzerformen, und zwar nicht nur unter den Wirbeltieren, sondern auch unter den entfernter verwandten Manteltieren und Stachelhäutern. Das ist gewiß nicht so zu verstehen, daß das Ausweichen in das bequemere Schmarotzerleben hier überhaupt niemals stattgefunden hätte; sondern dort, wo Ansätze dazu auftraten, merzte die Auslese sie schon in den Anfängen aus. Auf solcher Grundlage entstanden keine Seitenzweige der Entwicklung. Sie widersprachen dem Grundgesetz der Neumundtiere. Für diese, also auch für den Menschen einschließlich seiner Ahnenreihe, bedeutet demnach *Schmarotzertum eine Entartung,* die dem Sinn dieser ganzen Lebensgruppe widerspricht. — Aber auch in der Entwicklungsrichtung, die zum Menschen geführt hat, sehen wir eine Richtkraft auftreten, die offenbar das persönliche Leben gegenüber dem überpersönlichen betont. Das ist das bewußte Geistesleben, dieser große Vorzug des Menschen. Liegt hier eine Erscheinung vor, die all unsere bisherigen Gedankengänge umstößt, oder ordnet auch sie sich bei rechter Betrachtung ihr unter? Dieser Frage wenden wir uns nun zu.

Die Aufgabe des Bewußtseins

Naturforschung und mythische Sicht. Die Tatsachen, auf die sich der Entwicklungsgedanke stützt, drängen uns zu dem Schlusse: Unsere Ahnenreihe hat mit unbewußten Lebewesen begonnen, unser Bewußtsein ist ebenso wie unser Körper das Ergebnis einer naturgesetzlichen Entwicklung, die damit ein Werkzeug schuf für den gleichen Kampf, den das unbewußte Leben schon vorher geführt hatte.
Gegner mögen dem widersprechen. Aber kein ernster Widerspruch ist möglich gegen die Feststellung, daß das Kind ohne Bewußtsein zur Welt kommt, obwohl es schon vor der Geburt gelebt hat. Wir kennen also Leben ohne Bewußtsein, aber kein Bewußtsein ohne Leben. Das Leben stellt also dem Bewußtsein die Aufgabe, nicht umgekehrt. Und für dieses Leben kamen wir zu der Erkenntnis: Der Körper ist eine durch und durch auf Selbstverwaltung eingestellte kämpfende Einheit. Er wehrt Gefahren ab von einem in ihm ruhenden Keimgut, das selbst nicht mitkämpft, aber immer wieder neue Kämpfer stellt. Dies Keimgut stammt nicht aus dem einzelnen Körper, sondern aus einem übergeordneten Erbgeflecht, aus dem der Körper hervorging. *Der vergängliche Körper kämpft um Unvergänglichkeit für ein überpersönliches Leben, das im Laufe gesunder Entwicklung an Freiheit gewinnt.*
Gilt das, was wir da für unbewußtes Leben fanden, auch für das bewußte? Die obige Erkenntnis selbst ist ein Bewußtseinsinhalt. So spiegelt sich die Wirklichkeit des Lebens im Bewußtsein des heute Forschenden. Er wird da-

durch eine Verantwortung dafür empfinden, daß auch seine bewußten Kräfte mithelfend in den großen Kampf eingreifen. Aber ehe die heutigen Erkenntnisse einwirkten, stand vor diesem Bewußtsein ein ganz anderes Bild. Im Bereiche des Christentums beruhte es auf dem mosaischen Mythos. Nach diesem besteht kein Zusammenhang zwischen dem Menschen und den andern Lebewesen; sondern nach dem Vorbilde einer göttlichen Persönlichkeit ist die menschliche Persönlichkeit geschaffen und als Seele in einen Erdkloß gebannt worden, der dadurch zum Menschenkörper wurde. Der Körper ist also der Diener der allein zur Unsterblichkeit bestimmten, bewußten, persönlichen Seele. Anders dachten unsere vorchristlichen Vorfahren; aber deren Mythos ist in uns nicht mehr wach. Die Vorstellung vom Werwolf zeigt, daß die Germanen sich dieselbe Seele im Tier- wie im Menschenleibe wirkend denken konnten. Die Gylfaginning erzählt, die ersten Menschen seien entstanden, indem Börs Söhne zwei Bäume mit Geist, Bewegung und Sinnen begabt hätten. Das steht im Widerspruch zu der gleichfalls in der Gylfaginning erzählten Sage von Ymir und Buri, ist also keine Lehre, die Linientreue forderte, sondern eine dichterische Schau, welche die Überlieferung weitergetragen hat. Sie zeigt, daß ein Zusammenhang zwischen Baum- und Menschenleben gefühlt wurde, aber die Seele stammt nicht aus diesem Zusammenhange, sondern ist das Geschenk einer schöpferisch hinzutretenden Macht. Wieviel morgenländische Vorstellungen hierin mitverarbeitet sind, wird schwer festzustellen sein. Aber was die Sage vom morgenländischen Mythos unterscheidet, die Verwandtschaft zwischen Baum und Mensch, war sicher germanisch. Auf jeden Fall waren die Anschauungen von Volk zu Volk verschieden. Wir haben keinen inneren Grund, die altjüdische Sage ernster zu nehmen als die germanische, wenn auch geschichtlich jene bei uns herrschend geworden ist. Was die eine wie die andere unterscheidet von dem Gedankengang unseres vorigen Abschnittes, liegt in der Antwort auf zwei Fragen:

1. Stammt die Seele aus einer andern Quelle als der Körper

und ist sie nur dem Menschen eigen? Oder ist sie in der Erbsteigerung der Körperentwicklung innerhalb der Tierreihe mit geworden?
2. Trat dabei der bewußte Geist nur mit neuen Mitteln in eine alte Aufgabe des Lebens ein? Oder stellte er dem Leben eine andre, neue Aufgabe?
Was wir als Aufgabe unseres Lebens fühlen, ist letzten Endes nicht Sache wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern eines willensmäßigen Bekenntnisses. Nur unser Gewissen gibt die Antwort darauf. Der Naturforscher fühlt angesichts des neuen Wissensstoffes eine veränderte Verpflichtung gegen das Leben. Die alten Mythen kannten diesen Wissensstoff nicht. Seitdem wir ihn aber kennen, dürfen wir uns nicht mehr auf jene Mythen berufen, sondern müssen neu an die beiden genannten Fragen herantreten.
Die Naturwissenschaft hat nach Kant Erscheinungen auf Bewegungen zurückzuführen, und aus Bewegungen läßt sich das Bewußtsein nicht ableiten. Auf diesem Wege dürfen wir es also nicht unternehmen, das Rätsel des Bewußtseins erklären zu wollen. Auch die Gegenseite kann das nicht. Es bleibt ein »Urphänomen«. Ebenso unmöglich ist es, Bewegungen aus der Tatsache des Bewußtseins abzuleiten. Und doch ist beides in der bewußten Handlung untrennbar miteinander verbunden. Wir werden festeren Boden unter die Füße bekommen, wenn wir danach forschen, von wann ab in unserer tierischen Ahnenreihe unzweifelhaft bewußte Bewegungen auftreten. Die Bewegungen sind uns nicht überliefert, sondern nur die Knochen, die für sie als Stützorgane dienten. Wo lassen uns solche Stützorgane zum ersten Male auf bewußte Bewegungen schließen? Welche Bewegungen kommen in Betracht? Da bietet sich der *gezielte Sprung*.

Der gezielte Sprung. Er ist nicht vorstellbar ohne Bewußtsein. Man denke sich zwei Spaziergänger in tiefem Gespräch. Ihr Gehen dürfen wir so gut wie unbewußt nennen, es lenkt ihr Bewußtsein nicht vom Sprechen ab. Aber sie

kommen an einen Graben, der übersprungen werden muß. Da schweigt das Gespräch; denn das Bewußtsein wird durch den Sprung voll in Anspruch genommen. Warum? Beim Gehen wird ein Schritt wie der andre getan, es wird zur Gewohnheit. Das kann der gezielte Sprung nicht. Jeder neue Sprung stellt vor eine besondere Aufgabe je nach der Breite und Höhe des Hindernisses, der Festigkeit des Bodens diesseits und jenseits usw. All das muß das Auge erkennen, um richtig zu zielen. Dann muß der ganze Körper zusammengenommen werden. Die Beine müssen sich abstoßen, die Arme Schwung geben, das Rückgrat sich krümmen und wieder strecken.

Bewußt werden müssen wir uns jeder Handlung, die den ganzen Körper beansprucht für eine Aufgabe, die ihrer Besonderheit wegen nicht gewohnheitsmäßig werden kann. Es gibt auch außerdem noch bewußte Handlungen; aber diese jedenfalls müssen bewußt sein. Dabei wird sich nicht ein Organ seiner selbst bewußt, sondern immer das ganze Ich, und immer sammelt sich das Bewußtsein um einen engen Kreis der Aufmerksamkeit. Trotzdem ist der Bereich des Bewußtseins sehr groß. Aber sein ganzer Umfang wird nie gleichzeitig erlebt; sondern die Aufmerksamkeit gleitet wie der enge Lichtkegel eines Scheinwerfers von Punkt zu Punkt in dem weiten Gebiet. Das setzt ein Schaltorgan für die in Anspruch genommenen Nerven voraus, durch das alle Kräfte des Körpers unter eine einzige, gegenwärtige Aufgabe gestellt werden.

Der bewußte, gezielte Sprung setzt also neben sprungtüchtigen Gelenken ein gestrafftes Zentralnervensystem voraus. Beides unterscheidet die Säugetiere von den Kriechtieren. Ihr Großhirn ist dem der Kriechtiere überlegen, und das Sprunggelenk ermöglicht ihnen eine Bewegung, der gegenüber wir die der Kriechtiere eben als Kriechen bezeichnen. Wo sich die Säugetiere von den Kriechtieren abzweigen, muß also der gezielte Sprung schon von Bedeutung gewesen sein, etwa infolge kletternden Lebens im Gebirge. Wenn wir annehmen wollten, daß mit dem Eingreifen des Bewußtseins eine neue Aufgabenstellung für das Leben

verbunden gewesen wäre, dann müßte diese Wandlung sich nicht zwischen Tier und Mensch, sondern spätestens zwischen Kriechtier und Säugetier vollzogen haben, wenn nicht früher. Sie läge nicht 200 Jahrtausende, sondern ebenso viele Jahrmillionen zurück.

Es sei noch einmal betont, daß wir uns hier nicht im Bereiche eines strengen naturwissenschaftlichen Beweises befinden oder auch nur befinden können. Daß der gezielte Sprung schon bei den frühen Säugetieren auftrat, ist ein physiologischer Schluß und unterliegt naturwissenschaftlicher Kritik, die hier nicht im einzelnen durchgeführt werden kann. Daß er aber eine bewußte Handlung war, schließen wir nur daraus, daß wir uns selbst dergleichen nicht unbewußt tuend denken können. Das gründet sich also nur auf unser Vorstellungsvermögen, das kein Gegenstand der Naturforschung ist. Aber jene alten Mythen waren ja auch nur Ausdruck menschlichen Vorstellungsvermögens, nur eines Vermögens, dem viel weniger sachliche Kenntnisse zu Hilfe kamen. Wir werden beim Bewußtsein immer auf diese eigne innere Erfahrung zurückgreifen müssen.

Betrachten wir in diesem Sinne den Sprung genauer, dann wird bei ihm bewußt nur der *Zweck*, nicht die Art der Ausführung. Die dazu nötigen Körperbewegungen werden auf Grund von Erfahrungen gemacht, die alle unbewußt erworben sein können. Der Sprung wird auch gewiß mißlingen, wenn der Springende währenddessen an die einzelnen Bewegungen denkt; denn während er an die Arme dächte, müßten auch die Beine gleichzeitig Bewegungen ausführen, und die Enge des Bewußtseins würde nur erlauben, die Aufmerksamkeit auf das eine nach dem andern zu richten. Gelänge aber auch die Gleichzeitigkeit des Bedenkens, dann würde der Springende niemals denken: Jetzt muß dieser Muskel gereizt werden, nun jener. Vielmehr dächte er höchstens: Jetzt *will* ich den Arm bewegen. Ihm würde also nur der Zweck der einzelnen Bewegung bewußt, nicht die Tätigkeit der einzelnen Muskeln, die er gar nicht kennt. *So steht die bewußte Handlung ganz im Zeichen des Zweckes*, des Wollens, nicht des Erkennens. Selbst die

bewußte Erkenntnisarbeit, das Denken, ist im Grunde ein Erkennen-*Wollen*, und die Erkenntnis selbst wird erst bewußt, wenn sie da ist, sie entsteht unbewußt.
Wir haben hiermit einen wesentlichen Beitrag zur Beantwortung unserer ersten Frage gewonnen. Wir fanden gewichtige Gründe dafür, daß Anfänge eines bewußten Wollens in unserer tierischen Ahnenreihe, wenn nicht schon früher, dann doch spätestens bei den ersten Säugetieren zu suchen wären. Es handelte sich dabei nicht um eine neue Zielsetzung für das Leben, sondern nur um ein neues Mittel im alten Lebenskampfe, allerdings eines, dem zeitweise die Herrschaft über den gesamten Körper anvertraut wird. Die Entwicklung bis zum Menschen können wir auffassen als eine fortschreitende Erweiterung dieser Herrschaft bis zu einer geradezu grundsätzlichen Überordnung des Geistes über den Körper. Wenn man diesem Vorgange im Zellenstaat ein Seitenstück aus der Geschichte der menschlichen Staaten gegenüberstellen will, dann sei an die altrömische Diktatur erinnert. Die republikanische Selbstverwaltung im alten Rom beauftragte anfangs den von ihr befristet ernannten Diktator damit, für einen Sonderfall die gesamte Staatsleitung in die Hand zu nehmen, und daraus wurde schließlich das Cäsarentum, in dem der Cäsar schlechthin der Herr des Volkes wurde bis zur Vergötterung.

Die Erweiterung des bewußten Wollens. Wir wollen uns einige Stufen dieser Eroberung des Körpers durch den Geist klarmachen. Dabei können wir nur eigne innere Erfahrung auf unsere tierischen und menschlichen Vorfahren übertragen. Das gilt vielfach als eine unzulässige Vermenschlichung der Tiere und kann auch wohl dazu führen. Aber im Grunde ist es noch willkürlicher, dem Tiere inneres Erleben abzusprechen, als daß wir bei ähnlichem Verhalten auch verwandte Empfindungen annehmen.
Auch hinsichtlich der Entwicklung des eignen Erlebens stehen wir nicht auf allzu festem Boden. Der erwachsene Mensch bewahrt keine zuverlässige Erinnerung an das

Werden des eignen Seelenlebens in der Kindheit, wenn er es überhaupt je bewußt erlebt hat. Wer von uns hat auch nur eine Ahnung davon, wie er seine Muttersprache gelernt hat? Trotzdem dürfen wir uns an die Aufgabe wagen, die wir uns gestellt haben. Wir wollen ja nur eine Brücke schlagen von einfachen Erlebnissen, die uns mit dem Tiere gemeinsam sind, zu solchen, die wir als ein alleiniges Vorrecht des Menschen ansehen, eine Brücke von dem unbedeutend erscheinenden Entschluß für den Augenblick zu der bewußten Einordnung unseres Lebens in ein verpflichtendes Sittengesetz.

Über einen kleinen Graben springen wir zwar bewußt, aber ohne innere Anteilnahme. Aber denken wir uns den Graben größer, so daß der Erfolg unsicher, der Sprung nicht ohne Gefahr erscheint! Was für Entscheidungen treten da nicht alle ins Bewußtsein? Wie springe ich? Wo? Wann? Oder komme ich anders hinüber? Muß ich das überhaupt? Lockt mich ein Vorteil, oder treibt mich eine Pflicht? In welche größere Verantwortung ist dieser kleine Entschluß verwoben?

Diese Fragen ziehen schrittweise immer weitere Bereiche in unser Bewußtsein. Der Einzelentschluß sieht nicht nur die Einzelhandlung, sondern blickt weiter und weiter hinaus auf die Folgen, erwägt Ersatzmöglichkeiten und *fühlt sich schließlich vor eine Verantwortung gestellt, die bis in die Größenordnung der Lebensaufgabe reichen kann.* Gewiß stellt das Tier nicht alle diese Fragen, schon weil ihm unsere geistigen Mittel zur Entscheidung fehlen. Aber fehlen ihm auch die Antriebe dazu? Wenn wir ein Tier in solchem Falle zögern sehen, was anders kann es dazu veranlassen als eine Scheu vor den Folgen? Wie klar sie gesehen werden, wissen wir freilich nicht. Aber das ist nur eine Frage der Reichweite des Bewußtseins. Am ersten wird der Mensch dem Tiere die *Verantwortung* absprechen wollen, aber wahrscheinlich um so weniger, je liebevoller er das Tier beobachtet. Das Muttertier, das die erjagte Beute den Jungen bringt, handelt so, daß wir es beim Menschen als ein Zeichen von Verantwortung ansehen würden. Wohl

sagen wir, es handle aus blindem Triebe. Aber ist es beim Menschen nicht ähnlich? Wenn nach dem bekannten Worte das Moralische immer selbstverständlich ist, so heißt das doch, daß die Grenze vom Bewußten zum Unbewußten hier fließend ist. Die Aufgaben, die dabei erfüllt werden, sind ihrem Wesen nach nicht allzu verschieden. Das fühlt schon Schiller, wenn er sagt:

»Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend. — Das ist's!«

Die Hilfe, die das Bewußtsein hierbei leistet, liegt darin, daß bei der einzelnen Handlung der ganze Mensch gefragt wird, »daß er's im innern Herzen spüret«. Seine Fähigkeiten werden zu einheitlicher Betätigung zusammengeschaltet, einheitlich wird die Beurteilung verschiedener Lagen zu verschiedenen Zeiten, einheitlich schließlich die Erfassung einer Lebensaufgabe.

Das Organ der Einheitlichkeit. Wann hat sich diese Erweiterung des Bewußtseins vollzogen? Welche Körpermerkmale geben davon Zeugnis? Das Organ der Vereinheitlichung können wir nur im Zentralnervensystem suchen, und insbesondere die bewußten Vorgänge sehen wir an das Großhirn gebunden. In solchem Sinne können wir dieses den Sitz der Seele nennen, wenn wir uns auch davor hüten wollen, die Seele als etwas Räumliches anzusehen. Was wir sagen dürfen, ist nur, daß die Steigerung des bewußten Seelenlebens sich in der Vergrößerung und Verfeinerung des Großhirns abspiegelt, während die Entwicklung der Sinnesorgane und der Gliedmaßen den Gewinn oder Verlust einzelner Sonderfähigkeiten bezeugt.
Die steigende Tüchtigkeit des Großhirns begleitet die ganze Stammesgeschichte der Landwirbeltiere, besonders die der Säugetiere und innerhalb dieser vor allem die Linie, die zum Menschen führt. Schon im Anfange unserer Betrach-

tungen (S. 12) wurde darauf hingewiesen, daß das Knochengerüst des Menschen auf diesem langen Wege verhältnismäßig viel Ähnlichkeit mit dem der ersten Landwirbeltiere bewahrt hat. Zwar verstehen wir nicht mehr, wie vor zwei Jahrhunderten der Züricher Oberstadtarzt Scheuchzer das Gerippe eines Riesenmolches der Tertiärzeit für dasjenige eines in der Sintflut ertrunkenen Menschen halten konnte; aber Arm und Hand des Menschen kann man noch fast Glied für Glied mit der Vordergliedmaße eines Molches vergleichen. Die Überlegenheit der menschlichen Hand liegt in der Bewegbarkeit der Teile und in der Beherrschung durch ein verfeinertes Zentralorgan.

In der Tertiärzeit entfalten sich die Säugetiere zu einer überraschenden Formenfülle. Landbewohnende Formen gehen ins Meer und werden zu fischähnlichen Walen, Fledermäuse sehen wir an ein fliegendes Leben angepaßt, die Nase des Elefanten wird zum Greiforgan, die Beine der Huftiere werden ausgezeichnete Laufwerkzeuge, verlieren aber ihre Brauchbarkeit zum Greifen, wie denn überhaupt mit diesen einseitigen Ausbildungen jedesmal ein Verlust an alten Fähigkeiten verbunden ist, so daß die so abgewandelten Tiere nun Sklaven ihrer neuen Werkzeuge werden. Daneben schreitet eine andre Säugetiergruppe unter den vielseitigen Anforderungen eines kletternden Waldlebens allmählich bis an die Grenze des Menschentums vor, ohne daß der Körper sich stark wandelt, aber unter mächtiger Steigerung des großen Schaltorgans, das dem Seelenvermögen dient. Diese Seele entwickelt sich also wie ein anderes Körperorgan, und der Erfolg zeigt, daß damit dem Leben eine sehr tüchtige Helferin erstanden ist. Sie stellt dem Leben nicht eine neue Aufgabe, sondern löst Aufgaben, die das Leben ihr stellt. *Sie wird nicht Selbstherrscher im Zellenstaat, sondern beginnt schrittweise dessen erster Diener zu werden.*

Man hat jenen Tierformen, die Spezialisten für Schwimmen, Fliegen und Laufen wurden, den Menschen zuweilen als Gehirnspezialisten gegenübergestellt. Aber ein Spezialist für Gesamtbildung ist ein Unding. Anders wird es,

wenn der »Geist« mit seiner doch recht beschränkten Einsicht seinerseits dem Leben das Gesetz vorschreiben will und darunter die Erbtüchtigkeit des Menschen als Ganzen leidet. Aber das ist eine Gefahr, die erst im Bereich des voll entwickelten Menschentums auftritt, und wir wollen uns vorläufig mit der Stufe beschäftigen, von der ab der Mensch sich als besondere Lebensform aus der Tierwelt abhebt.

Während die Entwicklung des Großhirns ständig weiter fortschreitet, wird die Prägung einer neuen Lebensform, die wir dann »Mensch« nennen, deutlich, sobald der aufrechte Gang eintritt, eine Erscheinung, die an sich schon unter den Tieren vorkommt — man denke nur an die Vögel —, aber im Bündnis mit dem hochentwickelten Hirn nun der frei werdenden Hand ungewöhnliche Möglichkeiten öffnet.

Den aufrechten Gang können wir verstehen als Wirkung eines Umweltzwanges im Zusammenhange mit der Klimaänderung am Anfange des Eiszeitalters. Starke Einengung des Waldes drängte den Vormenschen, die Nahrungssuche vom Walde auf die Steppe auszudehnen. Die alljährlich verdorrende Steppe forderte zu stärkerem Voraussorgen auf als der immergrüne Wald warmer Gegenden. Solcher Zwang mag Tiere wie den Hamster zum Sammeln von Wintervorräten gebracht haben. Aber der Mensch tat einen schwerwiegenden Schritt weiter. Er begann selbst die Steppenpflanzen anzubauen, die er zur Nahrung brauchte, zog auch die Tiere, die ihn nährten, in den Kreis seiner Fürsorge und schuf so eine von ihm gelenkte Wirtschaftsgemeinschaft mit Pflanze und Tier, ein *»Ur-Bauerntum«*, mit dem die zweistufige Lebensgemeinschaft (vgl. S. 27) den Anklang an Schmarotzertum verliert, der ihr bis dahin anhaften mochte.

Ur-Bauerntum. »Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund!«

Es ist, als ob den Dichter ein ähnlicher Gedankengang geleitet hätte, wie wir ihn hier gemeinsam zurückgelegt haben. Wir müssen es der Urgeschichtsforschung überlassen, wie weit es ihr gelingt, die ältesten Formen dieses Bundes zu ermitteln. Hier kommt es uns nur auf die Bedeutung des damit eingeschlagenen Weges an. Der Mensch lebt nun nicht mehr nur von Pflanze und Tier, sondern Pflanze und Tier leben auch von ihm und werden bewußt von ihm gepflegt. Der Mensch erobert für sich und seine Nutztiere und Nutzpflanzen Lebensgebiete, in denen sie sonst alle drei nicht oder doch nur kümmerlicher leben könnten.

Das Bündnis mit der wurzelfesten Pflanze macht auch den Abkömmling des beweglichen Tieres wurzelfest auf einem bestimmten Fleck Erde, aber auf viel größerem Raum und mit viel größerer Aufgabe als die einzelne Pflanze. Alle Staatenbildung auf dieser Grundlage wird fürder in immer vertiefterem Sinne die *Verwaltung eines ganzen Lebensraumes*, der mehr und mehr nun durch den Menschen sein Antlitz bekommt, aus Naturlandschaft zu Kulturlandschaft wird.

Alles, was Lebewesen bis dahin ihren Nachkommen hinterließen, war ein bestimmt geprägtes Erbwesen (vgl. S. 15); das als selbstverständlich hingenommen wurde, schwerlich als solches zum Bewußtsein kam. Nun tritt daneben ein selbst erarbeiteter Erbbesitz. Er macht Heimat und Vaterland zum sichtbaren Sinnbilde eines überpersönlichen Lebens, dem der Einzelne angehört, »wie das Blatt dem Baume«. Immer zwingender macht sich die über das Einzelleben hinaus reichende Verantwortung für diesen Erbbesitz geltend. Wir erinnerten eingangs (S. 14) daran, daß dem echten Bauern der »Hof« das Sinnbild des Bleibenden ist gegenüber den wechselnden Menschen, und gerade in unserer Zeit sehen wir in dem Gedanken des Natur- und Heimatschutzes die schönste Blüte dieses Pflichtdenkens sich entfalten, das von uns die verantwortliche Verwaltung des gesamten Lebens im Heimatraum fordert.

Hier ist auf geistiger Grundlage eine ganz neue Form der

Lebensführung entstanden; aber sie drängt noch nicht dem Leben ein neues Gesetz auf, sondern bedeutet nur eine bewußtere Mitarbeit an dem von jeher siegreich durchgedrungenen Dauerziele des überpersönlichen Lebens, das bis dahin nur den ererbten Trieben anvertraut war.
Im Verlauf der Entwicklung tritt das selbst geschaffene Werk auf immer mehr Gebieten und immer bestimmender neben das Erbe (vgl. S. 16), und seit der Erfindung des Werkzeuges erweitern sich seine Möglichkeiten bis zu der geradezu übermächtig werdenden Technik der Gegenwart. Der Wille, Werke zu schaffen, rückt in den Vordergrund des Denkens gerade der Tüchtigen, und hier scheint sich nun wirklich eine neue Zielsetzung anzubahnen, die dem Leben fremd werden kann. Wenn sie die Grundpflicht gegen das Leben überhört, liegt darin die Gefahr einer Entartung (vgl. S. 21), die den Wurzeln des Baumes droht, dessen Zweige und Blätter wir sind.

Im Banne des Werkzeuges. Aus der Fortentwicklung des Werkzeuges entstand die heutige Technik; die Übertragbarkeit ihrer Erzeugnisse regte den Markt an. Die Technik lehrte uns, Naturkräfte in immer steigendem Umfange für uns auszunutzen, und warf diese Macht auch dem in den Schoß, der nichts dazu geleistet hatte. Sie schuf Verkehrsmittel, die es gestatteten, den Markt mit dem Reichtum der fernsten Länder zu überschütten. Eine völlige Wandlung im Alltagsleben war die Folge. Aber sie betrifft doch nur den Vordergrund des Lebens. Der Hintergrund, die Frage nach der eigentlichen Aufgabe unseres Lebens, wird dadurch höchstens überblendet, aber nicht geändert. Die Steigerung der geistigen Fähigkeiten ermöglichte es dem Menschen zwar, nun diese Frage bewußt ins Auge zu fassen, was keiner seiner Vorfahren gekonnt hatte; aber all die lockenden Möglichkeiten der Betätigung und des Genießens, die sich eröffnet haben, lenken ihn davon ab, eine klare Antwort zu suchen.
Das bewußte Handeln, das sich immer weitere Gebiete er-

obert hat, bleibt doch seinen ersten Anfängen im Tierreiche treu, in denen es aufgefordert war, die Kräfte der Persönlichkeit auf Einzelaufgaben der jeweiligen Gegenwart zu sammeln, die aus dem Bereiche der Einzelpersönlichkeit gestellt waren. Auch wer dem Markte und der Technik verhaftet ist, muß seine Aufmerksamkeit auf einen engen Aufgabenkreis richten, Erfahrungen in engem Rahmen sammeln, damit die Arbeit gewissenhaft geleistet wird und im Wettbewerb bestehen kann. Er muß »Fachmann« werden. Jedes Hinausgreifen über den Rahmen des Faches begegnet dem Verdacht der Oberflächlichkeit, und nicht mit Unrecht; denn es gehört eine über dem Durchschnitt liegende Begabung dazu, um den Rahmen des Faches weiter zu spannen, als er sich eben nach der Maßgabe der Begabungen praktisch herausgebildet hat.

Dies ist gewiß nicht der Weg, um die Aufgabe des Lebens als Ganzen zu erkennen oder ihm gar eine neue Aufgabe zu stellen. Sondern das Werkzeug stellt uns die Aufgabe. Es drängt uns: Ich kann noch mehr leisten, sorgt dafür, daß das geschieht! Wir folgen ihm und machen uns an Aufgaben, deren Lösung Bewunderung erregt, aber uns mit einem immer schwereren Panzer künstlicher Lebensbedingungen umgibt (vgl. Anm. 1 im Anhang).

Gewiß macht das unser Leben reicher. Aber dienen wir damit wirklich dem »Wohle der Menschheit«? Wir bereichern doch nur eine Vielzahl von Einzelmenschen. Wir geben dem Einzelnen immer mehr Möglichkeiten, die er schon heute nicht mehr ausschöpfen kann, gewöhnen ihn an Hilfsmittel, die er nicht mehr würdigt, sondern deren Fehlen er nur als Mangel empfindet. Im Banne des Werkzeuges und dessen, was es schafft, läuft er Gefahr, unfrei zu werden. Ist damit wirklich eine höhere Aufgabe gestellt als die, die das Tier im Rahmen seiner Fähigkeiten willenlos erfüllte, nämlich überpersönlichem Leben Dauer zu schaffen und Erbwesen zu steigern? Ist nicht vielmehr diese Aufgabe die Grundlage auch für eine Fortentwicklung der »Zivilisation«? Von lebendigen Persönlichkeiten wird sie getragen. Mit deren Leben steht und fällt sie. Da aber

das persönliche Leben vergänglich ist, so bleibt auch in der zivilisierten Welt die Sorge für das überpersönliche Leben die Voraussetzung für alles übrige. Nur in ihm ist eine wahrhafte Steigerung unserer Fähigkeiten möglich. Wird ihm nicht sein Recht gegeben, dann wäre eben das Ergebnis nur, daß wir über kurz oder lang ausstürben mit oder ohne vorangegangene Entartung. Dazu aber braucht man nicht Mensch zu sein. Das konnten die Dinosaurier auch schon.

Geistige und sittliche Ziele. Eine möglichst reiche technische Ausrüstung zu schaffen und zu genießen, kann nicht das Ziel des Lebens sein, schon deswegen nicht, weil es zu unorganisch wäre. Die genialste Erfindung wird, einmal auf den Markt gebracht, von dem Geistlosen zum gleichen Preise erworben wie von dem ebenbürtigen Geistesgenossen des Erfinders. Ja, da es Hilfen für das äußere Leben sind, wird der Schaffende weniger Muße haben, sich ihrer zu erfreuen, als der Mitläufer.

Das Ziel kann nur in der *Erziehung des Menschen* gesucht werden. Das nennen wir Bildung, und in Wissenschaft und Kunst sehen wir die großen Erzieher. Auch Wissenschaft und Kunst breiten einen Reichtum vor uns aus. Aber der Anteil an ihnen ist nicht auf dem Markt einzuhandeln, sondern will erarbeitet sein.

Wir wenden uns der Wissenschaft zu. Wie aller bewußte Erwerb verlangt sie ein Vordringen Schritt um Schritt. Nur die Sicherheit der einzelnen Tatsache verbürgt uns die Tragfähigkeit des ganzen Gebäudes. Wie in der Technik fordert die Gewissenhaftigkeit die Beschränkung auf das Beherrschbare, auf das, was in der Reichweite verantworteten Urteilens liegt. Die Forschung erhellt einen immer größeren Bereich um uns, aber nie die ganze Ferne. Ja, Goethe hat gewiß recht, wenn er sagt, Wissenschaften entfernten sich im Ganzen immer vom Leben und kehrten nur durch Umwege dahin zurück. Die notwendige Vertiefung in das Einzelne mag dazu führen, daß wir uns daran verlieren.

Nur wo die Wegbahnung durch das Gestrüpp der Tatsachen uns einmal auf einen geistigen Aussichtspunkt führt, läßt uns der Blick in die Ferne ahnen, worum es geht. Aber den Wert dieser Einsicht festzuhalten, ist mehr der Dichter fähig als der Gelehrte oder dieser nur, wenn seiner Begabung der künstlerische Einschlag nicht fehlt. Denn die Sache der Kunst ist es nach Wilhelm Pinders schönem Worte, »Werte zu bannen«. Der Künstler sieht immer ein Ganzes, auch in der einzelnen Gestalt. Aber dahin führt ihn kein bewußter Weg. Bewußt ist nur die Darstellung, die »Bannung« des Geschauten. Er beweist nicht wie der Forscher, er überzeugt. Auch er vermittelt uns inneren Besitz, aber auch in dem kann sich der Weg der Bildung ziellos verlieren.

Wir kehren zurück zu der Frage nach dem Ziele der Bildung. Die Zeit unserer großen Dichter sah es in der Steigerung des persönlichen Wertes. Aber dieser Wert liegt nicht in der Gelehrsamkeit oder dem Kunstsinn an sich, sondern in der *Steigerung der Verantwortungsfähigkeit* durch die Klärung des Urteils. Das Ziel der Bildung ist ein sittliches: *das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und das Wesentliche ernst zu nehmen.* So faßt es Paul de Lagarde, und das Wesentliche ist die Sicherheit des Urteils darüber, was wir zu wollen haben, um recht zu handeln.

Daß die Persönlichkeit durch die Bildung zum immer wertvolleren *Träger* von Verantwortung werden soll, schließt in sich, daß sie nicht deren letztes *Ziel* ist, sondern daß diese über sie hinausweist. Wir sind zu einer überpersönlichen Aufgabe verpflichtet und das gegenüber einer höheren Macht, die der fromme Sinn »Gott« nennt.

Kant hat das Bekenntnis zu dieser Verantwortung in seinen »kategorischen Imperativ« gekleidet, d. h. in die Anerkennung einer unbedingten Verpflichtung, und hat gezeigt, daß der Ungelehrte sie ebenso in sich fühlt wie der größte Denker, nur daß dieser ihr bestimmteren Ausdruck verleihen kann. Das Bewußtsein dieser Verpflichtung ist von jeher das Wesen echter Religion gewesen, die dadurch

nach Krannhals' schöner Wortfindung zur »Sinngebung des Lebens« wird.

So werden wir *im religiösen Bereich* die Zielsetzung zu suchen haben, die vom bewußten Denken zwar nicht geschaffen, aber von ihm als gegeben anerkannt worden ist. Entsprechend dem ganzen Gedankengang, der uns bisher geleitet hat, richtet sich unser Blick da nur auf unser eignes Volk; denn nur sein Erbwesen tragen wir. Aber wer wollte aus dem verwirrten Bilde der Gegenwart erkennen, was das Wesentliche deutschen Glaubens ist? Wie wir zum Verständnis für die Aufgabe des Bewußtseins durch Aufsuchen seiner Anfänge in unserer Ahnenreihe zu gelangen suchten, so werden wir auch für die Wurzeln des Religiösen in die Geschichte unseres Volkes blicken müssen. Aber wie weit können wir sie verfolgen? Die Kirchengeschichte kann uns die Antwort nicht geben. Die Kirche ist eine auf religiösem Grunde aufgebaute politische Einheit, die ihre Macht mit geistlichen Waffen verteidigt, und sie baut nicht auf dem Glauben unserer Vorfahren auf. Es handelt sich auch nicht um eine theologische Frage. Theologie ist »Gottesgelahrtheit«, also nicht Wurzel der Religion, sondern eine aus ihr entsprungene Wissenschaft, wenn man die Erforschung des Unerforschlichen so nennen darf. Auch sie gründet sich nicht auf das Wissen unserer Ahnen, und alle »Lehren« kennzeichnen erst eine Spätzeit der Religionen. Hier geht es darum, wie das aus ihrem Erbwesen entsprossene Bewußtsein unserer Vorfahren die Pflicht des Lebens fühlte, oder kurz: *was diesem Volke heilig war.* Eindringlich trat mir die Verschiedenheit dieser Fragestellungen entgegen in China. Da sah ich ein Volk, in dem noch verschiedenere Kirchen wirkten als in Deutschland, nur ohne politische Macht, ein Volk, in dessen Tempeln bald taoistische, bald buddhistische Götterbilder standen, dessen eigentliches Heiligtum aber der Ahnentempel war ohne Götterbilder, und das schon vor vier Jahrtausenden. Wir können für unsere Heimat kaum halb so weit zurückblicken; denn vor dem Zusammenstoß der Germanen mit der Mittelmeerwelt und den Berichten darüber in römischer Prägung fehlen

uns Urkunden. Aber wir blicken doch in ein entscheidendes und nicht nur für uns Deutsche beispielhaftes Stück Volksseelengeschichte hinein, das uns erlaubt, die allgemeinen Gesetze der Lebensentwicklung auch hier wieder zu finden. Freilich ausgesprochen steht das, war wir suchen, nicht in den Urkunden und würde auch nicht darin stehen, wenn wir sie in ursprünglicher Form besäßen und kirchlicher Eifer weniger große Lücken in sie gerissen hätte. Denn unsere Altvordern haben keine Theorie ihres Glaubens geschrieben. Sie wuchsen in ihn hinein wie wir in unsere Muttersprache, ohne grammatischen Schnürleib. Aber wer selbst germanisch fühlt, der hört aus den Überlieferungen den Geist heraus, *aus* dem sie geschrieben wurden, ohne *über* ihn zu sprechen.

Germanische Grundauffassung. Erst in jüngster Zeit wird auf religionsgeschichtlichem Gebiete erkannt, daß es sich nicht um Götterkunde handelt, sondern um *Menschenseelenkunde.* Da das Bild vom altgermanischen Glauben sehr verschieden und meist wenig klar zu sein pflegt, muß ich meine Sicht hier näher ausführen (vgl. Anm. 5 im Anhang).

Am Anfang steht ein bäuerliches Volk, wenig beirrt von Fremdeinflüssen, in vollkommener Selbstverwaltung und im Gefühl der Einbettung des Einzelnen in den Sippenverband. Die Ganzheit des Sippenlebens wird als so selbstverständlich empfunden wie beim Einzelnen die Gesundheit. Diesen Verband zu lockern wäre nicht Befreiung des Einzelnen, sondern Gefährdung des überpersönlichen Lebens. Da war kein Platz für den Gedanken einer Erlösung. Hätte es auch einen Sinn, von der Gesundheit erlöst werden zu wollen, auch wenn sie dem Leben recht fühlbare Schmerzen und Hemmungen bringen mag. Das Leiden wird tapfer getragen, aber nicht die Frage aufgeworfen, warum die Gottheit es zulasse. Der Naturforscher hat das Recht, dies einen *natürlichen Zustand* zu nennen. In ihm sucht nicht der Verstand ein bewußtes Lebensziel; sondern er wird nur

benutzt, um die naturgegebene Aufgabe zu lösen. Und diese triebmäßig und darum um so sicherer empfundene Aufgabe ist die Wahrung der ererbten Ordnung, die bewußt oder unbewußt das überpersönliche Leben der Sippe sichert.

Diese Menschen lebten in einer übersehbaren Heimat. In ihr empfanden sie Land und Menschen als eine Einheit, die sie mit umschloß. Diese gesund geordnete Heimat war ihnen »Midgard«. Was jenseits lag, war »Udgard«, dem man kein Recht einräumte, in Midgard hineinzureden, dessen Einflüsse nur empfunden wurden, wenn sie störten und darum abgewehrt werden mußten. Das spiegelt sich wider in dem Freundgott *Donar*, der in Midgard waltet wie die Seele im Menschen. Die Unholde aus Udgard, die Riesen, wehrt er ab. Die Abwehr der Störung, nicht das Walten der Ordnung, wird als Tat empfunden und die helfende Gottheit darum als Mann gedacht, weil die Abwehr dem Manne zukommt. Die Gottheit ist übermenschliches Mannestum und darum der Stürmende, der »Donnerer«. Die isländischen Sagas zeigen uns manches Beispiel des wehrhaften Bauern, dem dieser Donar (= Thor) der göttliche Freund ist, dessen Sinnbild er in seinen Hochsitzpfeiler schneidet. Wir haben uns unter spätgriechischem Einflusse ein ganz falsches Bild von germanischer Vielgötterei gemacht. Jenem isländischen Bauern war Donar nicht der »Dezernent für Gewitter in einem Gremium von Göttern«, sondern der Gott schlechthin, neben dem es wohl übermenschliche Gewalten gab; aber das waren eben Unholde, gegen die der Gott schützte.

Dieser Glaube spiegelt das Leben in einem gesunden, aber engen Gesichtskreise wider. Leben, das sich vermehrt, muß aber nach außen drängen, und da fand der sachliche Blick nicht ein wüstes Udgard, sondern andere Midgardformen und damit andere Götter. Den Widerhall davon sehe ich in der Sage vom Kampf der Götter, der Asen und der Wanen. Er endet mit einem Bündnis, das durch Wechselheirat besiegelt wird. So traten andere Gottheiten neben Donar, und in der isländischen Saga sehen wir neben dem

Freunde Donars die Gestalt des Freysgoden Hrafnkel, der sich mit dem Wanengott Freyr verbunden fühlt und eine Art priesterliche Sonderstellung hat, die dem Donarglauben fremd ist. Auch der Swebenführer Ariovist, der sich im Kampf mit Cäsar durch seine Priester bestimmen läßt, die Schlacht um zwei verhängnisvolle Wochen zu verschieben, lebte gewiß nicht im Donarglauben, sondern im Wanenglauben. Manche Gründe legen es nahe, als die ursprünglichen Träger dieses Glaubens die illyrischen Völker anzusehen, die in der Bronzezeit östliche Nachbarn der Germanen wurden, die Völker der »Lausitzer Kultur«. Damit würden sich Anklänge an morgenländische Vorstellungen im Nerthusdienst erklären. Nerthus = Njördr ist der Name einer Wanengottheit.

Deutlicher beurkundet ist fremder Einfluß im Eindringen des Wodanglaubens, der sich aus dem keltischen Westen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung durch Deutschland nach Skandinavien verbreitet. Aber dort bleibt Wodan (= Odhin) der Gott der Fürsten und ihrer kriegerischen Gefolge. Dieser Wodan will Krieg und ist damit ein Spiegelbild der Völkerwanderungszeit, die so viele Völker zum Kriege zwang und so viele heimatlos machte. Nicht den Frieden Midgards gibt Wodan seinem Freunde, sondern Sieg über den Gegner. Das ist kein organisches Gesamtziel für das Leben, und so ist Wodan auch eine in sich widerspruchsvolle Gestalt.

An die Stelle des Seelenfriedens der Donarzeit war eben eine seelische Unruhe getreten, die dem fremden Einfluß eine gewisse Berechtigung nicht versagte, ihn aber nicht zu einer organischen Fortentwicklung des angestammten Glaubens zu verarbeiten vermochte. Indessen herrschte in dieser Welt religiöse Duldung. Verschiedene Glaubensprägungen bekämpften einander nicht. Vielmehr finden die Dichter manche Form dafür, die verschiedenen Göttergestalten miteinander in Verbindung zu bringen, ohne daß ein rechtes System daraus wird. Diese Göttergeschichten geben uns Einblick in germanische Dichterseelen; aber wir dürfen daraus keinen Volksglauben ableiten. Der ehrliche

Freund Donars in Island sah in diesem nicht einen Sohn Wodans, sondern den göttlichen Helfer schlechthin.
Die fremden Einflüsse und die Wanderungen der Völker hatten das Bild Midgards verdunkelt. Man war nicht mehr zur organischen Einheit verbunden mit all den Sippen, mit denen man sich doch eingelebt hatte. Der Geist des Sippenverbandes, der vorher eins gewesen war mit der Seele Midgards, fand seinen Ausdruck nicht mehr in dem allwaltenden Gotte, wie einst. Da erscheint — gewiß nicht aus dem Hirn eines Dichters, sondern aus dem Volke heraus entstanden — die Vorstellung von einem Schutzgeiste der Sippe, die weiblich gedachte *Fylgja*, ein Sinnbild des Wertes, der gewahrt werden muß, nicht des Kampfes dafür. Sie erscheint dem Menschen in entscheidenden Augenblicken, als Warnerin helfend, nicht als Mitkämpfer, ein Sinnbild zugleich der Sorge um Midgard, die dieser Zeit eigen ist.
Wir können für die Lage, in die die Germanenseele kam, ein Bild aus der jüngsten Physik heranziehen. Der alte Sippenverband ist gleichsam der positive Kern eines Atoms, um den die Sippengenossen wie die Elektronen kreisen. Mächtige Kräfte sind in der Ordnung des Atoms gebunden. Sie erhalten lediglich den Elektronenring aufrecht. Aber erst dadurch bekommt das Atom den Charakter eines bestimmten Stoffes und wahrt ihn auch nach außen. Mächtige Kräfte waren auch in dem Ringe der Keimkräfte im alten Sippenverbande gebunden. Sie wirkten nur Frieden, man sah sie nicht als solche, aber sie gaben dem Volke den Charakter. Wie wir heute durch Atomzertrümmerung den Kern angreifen und dadurch ungeheure Einzelkräfte entbinden, so wurde damals der Heimatkern angegriffen und begann abzubröckeln. Auch dadurch wurden gewaltige Einzelkräfte entbunden, mit deren Wirkung wir die Bände unserer Geschichtswerke füllen. Aber das Endbild wurde der Nibelungen Not.

Mittelmeereinflüsse. Indessen behielt auch in der Völkerwanderungszeit der seßhaft bleibende Teil der Germanen

zunächst die alte Seelenhaltung bei. Die große Erschütterung brachte erst das Eindringen von Gedanken aus der spätrömischen Mittelmeerwelt. Hier meldete sich eine bewußt andere Zielsetzung für das Leben an: die Überordnung der Einzelseele über den Sippenverband. Die christliche Kirche wurde die Bringerin, war aber nicht der Wurzelboden dieses Gedankens. Das Christentum fand solche Denkart bereits vor und ist der wirkungsvoll durchgeführte Versuch, das Leben auf dieser Grundlage für die dadurch vereinsamte Seele doch ertragbar zu machen. Auch die Stoiker hatten einen solchen Versuch gemacht. Aber was sie forderten, war für die Menge zu schwer. Das Christentum wendete sich an den einfachen Menschen und war doch gedankenreich genug, um auch den Weisen in seinen Kreis zu ziehen.

Das Christentum entstand in verzweifelnden Völkern, aber es war nicht die Ursache der Verzweiflung. Sie lag in der Geschichte der Mittelmeervölker begründet. Diese zeigt uns denn ein völlig anderes Bild als die der Germanen. Meere und Wüsten trennten die Völker nicht entfernt so wirksam wie die Wälder des Nordens. Nach Überwindung von Anfangsschwierigkeiten wurden sie eher zu Verbindungswegen. Besonders im Ostwinkel des Mittelmeeres, »wo vier Welten ihre Schätze tauschen«, trafen die Völker aufeinander im Kampf und im Austausch von Blut und Gedanken. Der Sieg im Kampf beruht auf dem Gehorsam gegen den Heerführer, nicht wie die Ordnung in Midgard auf dem Verständnis für den Nachbar. So entstanden im Zweistromland wie anderswo kriegerisch begründete Reiche unter »absoluten«, d. h. bindungslosen Herrschern, die ihr persönlicher Freiheitsdrang zu wachsender Machtentfaltung drängte auf Kosten der Freiheit der Untertanen. Diese hatten nicht mehr die Mitverantwortung für das Gesellschaftsgefüge, sondern nur für den Gehorsam, der notfalls mit furchtbaren Strafen erzwungen wurde. Das babylonische Reich wurde nicht von innen her organisch zusammengehalten, sondern von oben durch geballte Schlagkräfte. Aber der Ring der Keimkräfte verkümmerte darunter. All

diese Herrschergeschlechter waren kurzlebig und wurden meist durch neue Fremdherrscher abgelöst, die das Volk als Schicksal hinnahm. Das verstärkte die Durchmischung und die Willenlosigkeit im Volke. Das spiegelt sich ab in einer Gottesvorstellung, in der der gefürchtete, nicht befreundete Gott als befehlend, nicht beratend, als strafend, nicht heilend gedacht wurde.

Auch die Juden fühlten sich unter dem Befehl ihres Jahwe Zebaoth, des Gottes ihrer Heerscharen. Aber sie empfanden ihn als Stammesgott, und auf sein Geheiß hin hielten sie nach anfänglichen Mischungen ihr Blut rein. So entstand hier ein geschlossenes Volk mit einer besonders in der Verstandesrichtung sich steigernden Begabung. Bei ihnen drang der Gedanke der persönlichen Unsterblichkeit am schwersten ein. Den Segen ihres Gottes sahen sie in der Fruchtbarkeit ihres Volkes.

Aber in den durchmischten Menschenmassen der Levante verblaßte der ererbte Sippenzusammenhang. Der Einzelne sah sich von innerlich mehr oder weniger Fremden umgeben, mit denen er sich nicht mehr durch gleiches Fühlen verständigen konnte, sondern nur durch verstandesmäßige Erörterung. Das gab dem Geiste reiche Anregung, und so sehen wir hier eine Fülle glänzender Begabungen sich entfalten. In ihrer Aufeinanderfolge sehen wir wohl einen Fortschritt des Geistes, aber ein Verwelken der Völker. Deren Keimkräfte verpuffen in einem Feuerwerk geistiger Schlagkräfte. Seitdem haben wir uns gewöhnt, Kulturgeschichte als Geschichte von Volkskräften im Dienste der Kultur zu betrachten, nicht als Geschichte von Kulturkräften im Dienste der Völker und ihrer Lebenskraft. Da verblaßte die Frage: was wird aus meinem Volke? vor der andern Frage: was wird aus mir Einzelnem? Das Freiheitsstreben wurde nun zu einer Lösung von Bindungen, die man jetzt als Fesseln empfand, die Unsterblichkeitsahnung wurde zur Sorge um persönliche Unsterblichkeit.

Die Vorstellung von einem Fortleben nach dem Tode war gewiß alt und auch den alten Germanen vertraut. Aber sie war da nicht von dem Sterbenden aus gesehen, sondern

aus dem Denken der Überlebenden. Sie fühlten das Fortwirken des Toten, der »zu den Vätern gegangen« war. Er stellte an ihr Inneres weiter seine Forderung: die Wahrung des Erbes.

Bei dem aus dem Sippenverbande Gelösten meldete sich immer lauter die Sorge um das eigne Schicksal nach dem Tode. Niemand kann sich vorstellen, daß er selbst tot wäre. Die Vorstellung müßte leer sein. Aber man fühlte, daß man nach dem Tode nichts mehr abwehren könnte. Da stand man vor dem strafenden Gotte mit dem Bewußtsein unerfüllter Pflicht. Von solchem Gefühl konnte man sich im Leben durch gute Taten befreien oder doch ablenken; aber nach dem Tode läßt sich nichts mehr nachholen. Da war es natürlich, daß man sich dann vor ein Gericht gestellt fühlte, das für die Ewigkeit entschied. Die Angst davor spricht aus dem Drängen nach Erlösung, das neben anderm die griechischen Mysterienkulte ins Leben rief. Da setzte das Christentum der Vereinsamung den Gedanken der Nächstenliebe und der Angst vor der Ewigkeit das Bild des väterlich gütigen Gottes entgegen, und das hat unzählige Menschen getröstet; aber es waren — Gedanken aus der Welt Midgards.

Hier ist keine Darstellung oder Beurteilung der christlichen Lehre beabsichtigt; sondern es sollte nur eine Begründung für die Entstehung jener Sicht des Lebens gesucht werden, aus deren Unertragbarkeit das Christentum seinen Gläubigen einen Ausweg öffnete, ohne doch die Sicht selbst zu ändern. Gerade daß es nicht zum alten Sippenverbande zurückwies, machte es zur Ausbreitung in dem Völkerchaos der spätrömischen Zeit geeignet. Aber der tiefere Einblick, den wir heute in den Zusammenhang des Lebens gewonnen haben, führt wieder zur *Betonung der Erbgemeinschaft* zurück.

Die neue Sicht. Rückschauend wollen wir noch einmal unsern Gedankengang zusammenfassen: Wir sahen, daß im unbewußten Leben das überpersönliche Erbwesen der eigentliche Dauerträger des Lebens und dem persönlichen Wohle übergeordnet ist. Wir fragten dann, welche Rolle

dem Bewußtsein zufällt, das die Einzelpersönlichkeit in den Vordergrund stellt. Wir fanden, daß es in seinen Anfängen in ungewohnten Lagen der Zusammenfassung der Kräfte des Ichs dient zu Handlungen, deren Folgen es voraussieht und als Zweck will. Auch beim Menschen noch entspricht die Enge des Feldes, das seine Aufmerksamkeit auf einmal umfassen kann, jener anfänglichen Aufgabe. Um dies Feld für ungewöhnliche Aufgaben frei zu halten, werden wiederkehrende Fälle um so mehr aus dem Bewußtsein verdrängt, je mehr sie gewohnt werden. Aber ungeheuer gewachsen ist im Laufe der Entwicklung das Feld, über das das Bewußtsein sein Scheinwerferlicht wandern lassen kann. Das beginnt schon im Tierreich. Die Voraussicht wird weiter —, und wir sehen Handlungen, die wir ohne Annahme einer Verantwortung kaum mehr verstehen können. So kamen wir der Menschheitsstufe immer näher. Wir sahen sie erreicht im Urbauerntum, das im Lebensraum der Familie die Verwaltung über Tier und Pflanze mitübernimmt. Die Sorge um den zu vererbenden Hof erkennt hier, wenn nicht bewußt, so doch durch die Tat, das Hoheitsrecht des überpersönlichen Lebens an.

Der Zweckgedanke hat sich zur Erfindung des Werkzeuges gesteigert, und dessen Entwicklung führt zu Leistungen, die es geradezu in unser Wollen zu legen scheinen, wie unser Leben gestaltet werden soll. Eine solche Gestaltung bedeutet noch nicht eine Sinngebung, wir laufen sogar Gefahr, den Sinn dieses Lebens an die Bedienung unserer Werkzeuge auszuliefern zugunsten äußerer Vorteile im Leben. Einen bewußten Sinn kann das Leben aber nur aus dem Innern des Menschen bekommen. Den Weg dazu sahen wir in einer echten Bildung als Steigerung der Verantwortungsfähigkeit. So rückte das Verantwortungsgefühl in den Vordergrund. Wir gingen ihm nach in der religiösen Geschichte unseres Volkes. Dessen Anfänge sahen wir in gerader Linie aus dem Urbauerntum erwachsen mit bewußter Vorrechtsstellung des überpersönlichen Sippenverbandes. Dahinein dringt von dem innerlich aufgelösten Völkergemisch des Mittelmeers her der entgegengesetzte Gedanke:

Das Wohl des Einzelnen auch über den Tod hinaus zu sichern, wird die vornehmste Sorge.
Aber in der neuen Sicht des Entwicklungsgedankens erscheint die Auflehnung gegen den persönlichen Tod als Ablenken von dem Hauptanliegen unseres Lebens. Die Naturforschung braucht sich nicht in einen Streit mit denen einzulassen, die sie für unzuständig in der Frage nach dem Schicksal der Seele erklären, weil ihre Arbeitsmittel da keinen Angriffspunkt fänden. Es genügt, daß dies Schicksal bedeutungslos erscheint gegenüber dem Weiterschreiten des überpersönlichen Lebens. Wir sehen über den Vordergrund, in dem die einzelne Person das Wichtigste schien, hinaus in einen größeren Zusammenhang. Das Verständnis für unser Erbe hat sich vertieft. Wir fühlen uns nun zur *Mitverantwortung für ein überpersönliches Leben aufgerufen.* Dürfen wir uns dem versagen? Dürfen wir uns ein so wundervolles Erbe schenken lassen, ohne es auch nur zu würdigen?
Wir mögen uns solcher Mitverantwortung noch nicht gewachsen fühlen; aber das berechtigt uns nicht zu leugnen, daß es die höchste uns erkennbare Pflicht auf uns legt. Nur sehr ernst werden wir uns fragen müssen: Sind wir noch gesund genug, solcher Aufgabe entgegenzureifen? Das ist wie alle großen Fragen des Lebens eine Sache des Glaubens. Wohl denen, die dazu den Mut haben! Es wird ein Glaube sein, dem die Verantwortung vor einer höheren Macht, der Kampf um Freiheit und Unsterblichkeit, der Sinn des Lebens bleibt, aber ein Kampf, der für eine überpersönliche Einheit geführt wird. Auch dieser Glaube wird sein Verantwortungsgefühl nicht durch ein schöneres Sinnbild ausdrücken können als das eines göttlichen Auftrages. Aber das Bild der Persönlichkeit wird ihm ein zu enger Rahmen sein, um die Gottheit zu fassen. Dieser Glaube wird keinen »Stifter« haben, sondern lebendig wachsen, eben darum nicht gelehrt werden können, sondern gelebt und erlebt werden müssen als Bewußtsein einer höchsten Pflicht und als Vertrauen auf unsere Fähigkeit zu ihrer Erfüllung. Fühlen wir den Wurzelboden für solchen Glauben noch in uns? Das soll der letzte Punkt unseres Nachdenkens sein.

Rückblick. Das Leben, von außen betrachtet, zeigte uns einen Vorgang, der die Gestalt, die sein Träger ist, immer wieder neu schafft und ihr dadurch, allen Gefahren zum Trotz, Dauer verleiht. Kein Stoff und keine Kraft, die diesem Leben allein vorbehalten wäre, bestimmt dessen Eigenart, sondern eine Gestaltetheit bis in unentzifferbare Feinheiten, die wir auf keinem anderen Wege entstehen sehen als eben durch den Vorgang dieses Lebens. Jeder Nachahmung spottend, mit dem Stempel persönlichster Einmaligkeit, durchläuft dies Leben Entwicklungsbahnen, die sich vielfach verzweigen in Einzelwege, weil das Leben zwar Wandlungen duldet, aber keine Unsicherheit der Form. Auf keinem dieser Wege gibt es ein Zurück zu früherer Gestalt, und jeder Schritt vorwärts erfolgt unter der Gefahr der Vernichtung. Über ein Leichenfeld zahlloser Formen verwandten Lebens führt der Weg unserer Ahnenreihe siegreich zum Menschen. Die Frage ist müßig, ob der Sieg nicht zu teuer erkauft ist; denn wie wollen wir seinen Preis bemessen, und wie wollen wir uns dem Kampf entziehen?

Von außen betrachtend können wir uns den Standpunkt wählen. Die Betrachtung von innen ist nur als Erlebnis der allein bewußten Einzelpersönlichkeit möglich. Der Kern dieses Erlebens ist das Bewußtwerden der Verantwortung. Auf das Rein- und Tüchtighalten der persönlichen Seele hatte frommes Denken die eigentliche Lebenspflicht beschränkt. Mit dem Aufleuchten des Entwicklungsgedankens öffnet sich nun der Ausblick aus dem eignen Seelenleben auf jene große Kampfbahn des überpersönlichen Lebens. Die Seele

nimmt teil an diesem Kampfe, und Rein- und Tüchtighalten der Erbkräfte mußte Pflicht werden. So sehen wir schon kurz nach Darwins grundlegendem Werke die aus solchem Dienste erwachsende Pflicht einer *Erbgesundheitspflege* erkannt. Ein Vetter Darwins, Francis Galton, führte dafür den Namen »Eugenik« ein. Plötz nannte dreißig Jahre später die damit gestellte Aufgabe »Rassenhygiene«. Weite Kreise horchten auf. Auch der erschütternde Eindruck von Ibsens »Gespenstern« beruhte wesentlich auf dem Erschrecken über den Fluch erblicher Krankheit. Schon vor Darwin hatte der Graf Gobineau, der durchaus kein Biologe war, seinen »Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen« veröffentlicht. Nicht mit Unrecht hat man dem französischen Diplomaten, der viele Völker gesehen hatte, Unklarheiten im Rassenbegriff und Irrtümer in den damals noch kaum erkannten Vererbungsgesetzen vorgeworfen. Aber die Erkenntnis, um deren willen er schrieb, blieb unantastbar: Die Stetigkeit im Gedeihen eines Volkes hängt weniger von den Verdiensten oder Verfehlungen Einzelner ab als von der *Stetigkeit im Erbwesen des Volkes*, und diese beruht auf der Erbgesundheit, die durch jede Einmischung fremden Blutes schwer erschüttert werden kann, weil das Leben sehr empfindlich ist gegen ein Unsicherwerden seiner Form. Die Voraussetzung für jede Geschichte sind eben die Menschen, die sie mit ihren Erbkräften tragen können.

Erbgesundheitspflege. Wie neu und wie wichtig die neue Forschungsrichtung war, zeigen die öffentlichen Kämpfe, die sich anknüpften. Es liegt eine Tragik darin, daß, je wichtiger eine Forschung für das Leben ist, um so mehr auch der Streit der Parteien über sie entbrennen wird, und echte Forschung verträgt keine Parteilichkeit. Je wichtiger die Frage, desto wichtiger ist es auch, daß diese Grundforderung echter Forschung gewahrt bleibt.

Wenn wir aus der Erblehre die Folgerung der *Erbpflege* ziehen, dann heben sich zwei Grundfragen vordringlich ab: Wie schützen wir unser Volk vor dem Fortwirken von Erb-

krankheiten, und wie stellen wir uns zum Eindringen fremden Erbgutes in unser Erbwesen oder, wie man zu sagen pflegt, »fremden Blutes in unsere Adern«?
Erbkrankheiten, die man nicht heilen kann, lassen sich nur dadurch bekämpfen, daß man *die Fortpflanzung der Erbkranken verhindert*, und der Gesetzgeber kann sich der Verantwortung nicht entziehen, wann und wie er seine Machtmittel dafür einsetzen will. Viel schwerer ist Klarheit in der zweiten Frage zu gewinnen. Die Grundlagen, auf denen Darwin fußte, bestanden wesentlich in den Erfahrungen der Tierzüchter, die neue, erwünschte Tierformen durch sorgfältig wiederholte Auslese geeigneter Zuchttiere mit oder ohne voraufgegangene Rassenkreuzung erhalten hatten. Kreuzung spielt dabei nur als Ausgangspunkt einer neuen Züchtung eine Rolle, weitere Kreuzung vernichtet das Zuchtergebnis, und jede Kreuzung birgt auch Gefahren. Davon hat die landläufige Meinung nie recht Kenntnis genommen. Sie pflegt mehr die gelegentlichen und oft kurz dauernden Vorteile einer Kreuzung zu sehen als ihre Nachteile und fürchtet vielmehr ihr Gegenteil, die Inzucht. Aber der Züchter sichert das wertvolle Ergebnis einer Kreuzung nur durch Inzucht.
Mit Recht hat sich ein *natürlicher Widerwille gegen jede Menschenzüchtung erklärt*, d. h. gegen die absichtliche, erbsichere Schaffung eines erwünscht scheinenden neuen Menschentyps. Wem ist denn der Typus erwünscht? Wer darf züchten? Das können wir bei Haustieren sagen. Aber der künftige Mensch soll nicht das Haustier irgendeiner noch so gelehrten Gruppe gegenwärtiger Menschen sein. Was hieße dann noch Freiheit?
Die ernste Eugenik hat sich denn auch stets auf ein Ziel der *Hygiene* beschränkt, wie die Namenswahl bei Plötz es deutlich zeigt. Sie wollte nur die Völker vor dem Krankhaften schützen, in das sie aus Unwissenheit hineintaumeln. Auch dabei ist die Frage nach der Kreuzung dringend. Jede geschlechtliche Fortpflanzung ist ja eine Kreuzung von Erbgut, das nie ganz gleich ist. Bedenklich sind zwei Fälle: Einmal kann es sich um ein schon in der Einzelpersönlichkeit als

krankhaft erkennbares Erbgut handeln, das gesundes Erbgut zu vergiften droht. Es können aber auch zwei Erbmassen vorliegen, die jede für sich einwandfrei sind, sich aber in der Mischung nicht miteinander vertragen. Im ersten Falle ist die Abwehr eindeutige Pflicht, im zweiten hängt die Beurteilung von dem Grade ab, in dem wir die Folgen der Mischung voraussehen. Diese Einsicht ist bis auf weiteres viel zu gering, als daß die Wissenschaft in jedem Falle klar ja oder nein sagen könnte. Hier ist eher Platz für ernste Seelsorge durch weise Berater. Aber die Natur hat uns auch innere Richtkräfte als Berater mitgegeben.

Innere Richtkräfte. Behördliche Gesetze allein können die Erbgesundheit nicht sichern. Das ist eine organische Aufgabe, in der innere Selbstverwaltung des Volksgewissens aufgerufen ist. Das gilt nicht nur von der körperlichen Erbgesundheit, sondern überhaupt von der Erhaltung des Erbwesens, des gesunden Volkscharakters. Wir können sie nicht »organisieren«; denn unser Erbwesen lebt nicht aus einer Theorie, sondern aus ererbter, triebmäßig gesteuerter Gesundheit. Alle Belehrung hat da nur halben Erfolg.

»Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.«

Selbst der Wille, die Vernunft sprechen zu lassen, wirkt nur da, wo er durch unsere Natur triebmäßig eingeschaltet wird. In obigem Spruch setzt Schiller »Hunger« für die Gesamtheit derjenigen Triebe, die uns drängen, etwas nehmen zu wollen, bei denen also nur das eigne, persönliche Bedürfnis spricht. »Liebe« ist der Trieb, geben zu wollen, sie will das

Gedeihen des andern. Verständnisvoll hat der Fürst Krapotkin darauf hingewiesen, daß der Kampf ums Dasein, der den Arten Bestand gibt, beides fordert, die Selbsterhaltung und den Trieb zu helfen. Nur dadurch erhält sich eine überpersönliche Kampfeinheit. Und auch der Apostel legt den Korinthern die Liebe gerade in dieser Auslegung mit Recht besonders an das Herz; denn sie wird leichter zum Schweigen gebracht als der Hunger. Aber erst sie verbindet die überpersönliche Einheit.

Hunger und Liebe lassen sich im Begriffe trennen, aber nicht in ihrem Einfluß auf den wirklichen Menschen; denn er ist eine Einheit. Beide Triebe sind Gegenspieler in dem gemeinsamen Kräftefelde unseres Tatwillens. Uns hungert nach der Liebe derer, die wir lieben, und wo die Liebe zur Leidenschaft wird, weckt sie einen Heißhunger, der nicht geben, sondern nehmen, ja rauben will. Nur in ihrer Verflechtung wirken beide Triebe heilsam. Ein nur selbstsüchtiges Handeln zerstört den großen Ring der überpersönlichen Keimkräfte, aber ein nur selbstloses ebenso. Wer die Sorge für sein eignes Wohl seinen Mitmenschen überläßt, belastet deren Leben, zieht Kräfte des Ganzen auf sich ab und dient diesem großen Ganzen nicht allzuviel besser als der, der sich um das Wohl der andern nicht kümmert. Unsere Aufgabe ist zwar nicht ein »Ich«, aber doch ein »Wir«, das das »Ich« mit einschließt, nur unterordnet. Auf dies »Wir« weist die Liebe hin, nicht auf ein »Nicht-ich«. Auch beim Begriff des »Nächsten« sollten wir nicht vergessen, daß er nur einen Sinn hat als der »Uns-Nächste«.

Nächstenliebe. Hunger und Liebe treiben uns unbewußt, aber zu bewußtem Handeln, und damit unterliegen sie der Prüfung der Vernunft und der Verantwortung. Geprüft wird nicht nur, durch welche Handlungsweise wir ihrem Antriebe am zweckmäßigsten folgen, sondern auch, ob wir ihnen im gegebenen Falle überhaupt folgen dürfen. Sie können uns im Augenblick zu Taten locken, die unserm tieferen Wesen gar nicht entsprechen, deren Folgen wir aber tragen müssen.

Liebe an sich ist kein Verdienst, sondern ein beglückendes Gefühl. Die sittliche Würde liegt darin, daß wir ihr treu bleiben auch da, wo andere Stimmungen sie übertönen wollen.

Beim Worte »Liebe« denken wir in erster Linie an das Band zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, und mit Recht; denn hier schlägt die Liebe die Brücke von der Einzelpersönlichkeit zum engsten Kreise des überpersönlichen Lebens und wirkt am sichtbarsten dazu, es zu gewährleisten. Der Inhalt des mütterlichen Lebens ist nicht das eigne Wohlergehen, sondern das der Kinder, und wo es anders ist, da empfinden wir das als ungesund. Aber im Grunde denkt die echte Mutter ihr Leben gar nicht getrennt von dem der Kinder, und wenn diese ihren eignen Weg gehen und gehen müssen, dann kämpft in der Mutter die Freude an deren Erfolgen mit dem Schmerze einer Lücke im eignen Leben. Hier wird eben das »Wir« des überpersönlichen Lebens unmittelbar fühlend erlebt, und das ist nicht das Ergebnis einer Erziehung, sondern eines Naturtriebes, den keine Erziehung ersetzen kann, wo er verkümmert ist. Leidenschaftlichere Formen mag die Liebe zwischen Mann und Frau annehmen; aber Leidenschaft ist selbstsüchtig, und in den unbewußten Drang nach überpersönlicher Einheit mischt sich dann der Drang nach persönlichem Genusse bis hin zu den leiseren oder gröberen Verirrungen des Geschlechtslebens. Gerade daß hier die Grenze fließend wird zwischen Gebenwollen und Nehmenwollen, zeigt, wie innig die Natur die Voraussetzungen für die Fortdauer des überpersönlichen Lebens mit dem persönlichen Glücksstreben verwoben und dadurch gesichert hat. Nur ist es verwirrend, daß wir auch den selbstsüchtigen Geschlechtshunger gemeinhin Liebe nennen.

Von diesem Kernbereich der Liebe ausgehend fragen wir, wo ihre Grenzen liegen oder liegen sollen. Als Jesus gefragt wurde, wen man als seinen Nächsten anzusehen habe, antwortete er mit dem Gleichnis von dem barmherzigen Samariter. Das bedeutete: Wenn du Not siehst, dann frage nicht, sondern hilf! Aber war damit die Frage geklärt? Hier han-

delt es sich mehr um Mitleiden als um Liebe. Im Mitleiden suchte auch Schopenhauer die Wurzel der Ethik: »Nur soweit eine Handlung aus ihr entsprungen ist, hat sie moralischen Wert. — Sobald dies Mitleid rege wird, liegt mir das Wohl und Wehe des andern unmittelbar am Herzen wie sonst nur das meinige. Also ist jetzt der Unterschied zwischen ihm und mir kein absoluter mehr.« Aus dem Erlebnis des Mit-Leidens leitet Schopenhauer die Gewißheit ab, »daß jenseits aller Vielheit und Verschiedenheit der Individuen — eine Einheit derselben liege, welche wahrhaft vorhanden ist, da sie ja eben faktisch hervortrat«. (Die Grundprobleme der Ethik §§ 16 und 22.) Ist das nicht die überpersönliche Einheit, von der wir sprechen?

Aber bei Schopenhauer ist sie ganz und gar nicht biologisch gemeint, und eben das gibt ihr etwas Unbestimmtes. Das Mitleid wirft einen freundlichen Schein auf das Leben, es mildert seine Schatten. Aber es gibt keine wirkliche Leitlinie. Es führt einen Kampf *gegen* das Leid, aber *wofür?* Seine Ziele wechseln, je nachdem, was gerade am stärksten in unsern Gesichtskreis tritt, und wollen wir im einen Falle helfen, dann müssen wir es uns in zahlreichen andern Fällen versagen. Ein Albert Schweitzer mußte, um den Negern wirksam zu helfen, dem Leid seiner Heimat seine tätige Hilfe entziehen, da seine Kräfte beschränkt sind. Damit soll ganz und gar keine Kritik geübt werden. Es zeigt nur den Ernst der Frage: Wer ist der Nächste?

Das Mitleiden drängt uns, in jedem Kampf auf die Seite des Schwächeren zu treten, unabhängig davon, ob er der Bessere ist. Es kann uns morgen dazu treiben, den zu unterstützen, den wir heute bekämpft haben. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß es eine schöne Regung ist; aber es sagt nur »nein« zu allem Leid, und wir suchen das »Ja«, das unserm Leben Richtung geben soll.

Eine klare Antwort gibt uns der Entwicklungsgedanke. Wir sehen in seinem Lichte uns hineingeboren in einen Verband gemeinsamer Verantwortung, und wir dürfen dem nicht untreu werden, um einer gelegentlichen Regung des Mitleids oder einer Augenblicksliebe zu folgen. Das so

gesehene Leben stellt uns, allen zeitweisen Regungen voranstehend, eine erbgegebene Aufgabe, und der Grundpfeiler der Ethik ist nicht die Liebe schlechthin, sondern die *Treue*, das Festhalten an dem, wofür wir verantwortlich sind, selbst wenn es uns schwerfällt, es zu lieben.

Der kategorische Imperativ der Erbpflicht. Die Naturwissenschaft ist es, die dem Entwicklungsgedanken die bestimmte Prägung gegeben hat, die zu der genannten Aufgabenstellung führt. Aber es handelt sich nicht um den Streit zwischen einer seelisch verständnisvollen Geisteswissenschaft und kalter Naturforschung, nicht um einen Streit zwischen Herz und Kopf. Es handelt sich um die *Ethik Kants* im Gegensatz zu derjenigen Schopenhauers. Kant findet als »Formel eines schlechthin guten Willens« den kategorischen Imperativ in sich: Handle nach Maximen, die sich selbst zugleich als allgemeine Naturgesetze zum Gegenstande haben können! Und eben der Einklang mit dem großen Naturgesetz, die bewußte Mitarbeit an der Selbstverwaltung des Lebens, die tätige Einordnung in dies überwältigend große Geschehen, ist es, wozu wir aufgerufen werden.

Vor dieser ungeheuren Aufgabe stehen wir wie der Anfänger-Lehrling vor dem werdenden Meisterwerk, von dem er wohl leise ahnt, welchem Sinne es dient, dessen Getriebe er aber noch nicht versteht. Er fühlt stolz, daß er zur Mitarbeit daran, wenn auch vorerst nur als Handlanger, gerufen wird; aber er fragt sich zaghaft, wie er dem Ruf gerecht werden kann. Wir durchschauen das wundervolle Getriebe der Lebenskräfte keineswegs trotz aller Forschung. Sie lehrt uns nur einige Bedingungen kennen, die erfüllt sein müssen, damit das Ganze Bestand hat. Es ist eine verwirrende Fülle von Bedingungen. Wir müssen fürchten, die eine aus dem Auge zu verlieren, wenn wir die andre zu erfüllen suchen, ganz abgesehen von all den Bedingungen, die wir gar nicht kennen. Aber wir sollen uns ja auch nicht vorlaut in die Rolle eines Baumeisters

hineindenken, der vor einem schlecht geratenen Bauwerke stände und es mit kluger Berechnung nach eignem Plane umzubauen hätte. Wie jenem Handlanger wird uns nur zugerufen:

»Rüste Balken, haue Steine,
Gott der Herr wird baun.« (E. Geibel)

Ein lebendiger Baum steht vor uns, der seine Gesundheit nicht von uns erhalten soll, sondern sie in sich trägt. Ihn sollen wir pflegen und gesund erhalten. Das Leben lebt kraft eignen Rechtes, nicht erst durch unsere Vernunft. Sie ist selbst nur eine Blüte am Baum des Lebens und verdankt ihm ihr Dasein.

Leben hat nur Dauer im Sinne überpersönlichen Lebens, und das besteht nur, solange es vererbt wird. Dieser Erbgang hat sich in Jahrmillionen bewährt, ehe sich die Vernunft eines Menschen einmischte. Die in diesem Erbgange erworbenen Kräfte, unter denen die Vernunft nur eine ist und von den andern recht wenig weiß, sind die einzigen, die uns zur Mitarbeit an der Weitergestaltung des Lebens zur Verfügung stehen. So beherrscht *Ehrfurcht vor dem anvertrauten Erbe* den Blick, mit dem wir unsere Aufgabe an der Pflege dieses heiligen Gutes zu erkennen suchen.

Dürfen wir da überhaupt nach eignem Plan gestaltend eingreifen? Und doch stehen wir gerade heute unter dem Zwange, es zu tun, und wenn wir es nicht tun, dann tun es andre, weniger ehrfürchtige Kräfte. Die Vertiefung unseres Wissens und die Entwicklung unsrer Technik im letzten Jahrhundert hat Möglichkeiten in unsern Gesichtskreis gerückt, die geradezu die Erfindung neuer Lebensformen von uns zu fordern scheinen. Sprunghaft haben die Zusammenschlüsse der Menschen Riesenformen angenommen, unter denen alles naturgewachsene Eigenleben zur Bedeutungslosigkeit verurteilt erscheint. Aber nicht der Glanz der Machtentfaltung entscheidet, sondern die *Echtheit des sie tragenden Lebens,* und wenn dessen Erbkräfte verdorren, stürzt das Gebäude ein. Der blendende Aufschwung des Mechanischen fordert ein um so tieferes Verständnis

für das organische Kerngebilde, von dessen Blute jenes lebt. Dies Kerngebilde darf nicht in die Sklaverei seiner Werkzeuge geraten, muß aus dem Gesetze seines Erbwesens bestimmt bleiben.

Überall in Wissenschaft und Technik — einschließlich der Technik, Menschenmassen zu lenken — sehen wir begonnene Wege, auf denen Tatkraft und Fleiß bei auch nur mittelmäßigem Verstande durch den Reichtum der Hilfsmittel zu Erfolgen führen werden. Aber es sind Erfolge in Aufgaben, die wir erfunden haben oder zu denen ein Anfangserfolg uns verlockt. Er nimmt uns gefangen und drängt uns zu weiterer Verfolgung auf tausend Wegen, die unsere Kraft zersplittern. Wir täuschen uns, wenn wir meinen, sie müßten uns von selbst zu einer Steigerung des Menschentums führen. Gerade wenn wir in reichlich traumhafter Schau die ganze Menschheit einigen zu sollen meinen, erhebt sich die Frage: Wie lernen wir all diese eigenwilligen Kräfte auf *ein* Ziel sammeln?

Weder der Forscher noch der Erfinder gibt uns ein Beispiel dafür. Beide gehen Sonderwege, die vorwärts führen, aber auseinander. Alle Gesamtschau stellt eine Aufgabe, wie sie vor dem Künstler liegt, der auch den ganzen Menschen in sich sammeln muß, um Großes zu leisten. Da sei an ein Wort Goethes erinnert (Nach Falconet und über Falconet, Schlußsatz): »Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern. — Es ist töricht, von einem Künstler zu fordern, er soll viel, er soll alle Formen umfassen. — — Wer allgemein sein will, wird nichts. — — Bedenke, daß jeder Menschenarbeit ihre Grenzen gegeben sind! Wieviel Gegenstände bist du imstande so zu fassen, daß sie aus dir wieder neu hervorgeschaffen werden mögen? Das frag dich! Geh vom Häuslichen aus, und verbreite dich, wenn du es kannst, über alle Welt!«

Familie und Staat. Unsere alte Heeresvorschrift, die von sehr klugen und verantwortungsbewußten Männern ver-

faßt worden war, betonte, es könne nichts im großen Verbande nachgeholt werden, was in der Einzelausbildung versäumt sei. Die Gegenwart mag sich klüger dünken; aber auch die Natur lehrt uns die Bedeutung gerade der kleinsten Aufbaueinheit im organischen Bau. Die Keimzelle bestimmt alles. Aus ihr wird jeder Mensch neu geschaffen, und das Erbwesen und die Gesundheit der Zellen seines Leibes bestimmt die Lebensmöglichkeiten des ganzen Menschen.

Der Durchbruch zum Bewußtsein von der Überpersönlichkeit des Lebens ist kein Massenerlebnis, sondern das ganz persönliche Gewißwerden, daß wir mit ganz bestimmten Persönlichkeiten verknüpft sind durch Bande, die zwar nicht unlösbar sind, deren Lösung aber dem Sinn des Lebens widerspricht. Der Kernraum dieses Fühlens ist die Familie, und die Lebendigkeit des Familienbewußtseins ist der erste Schritt zum Bewußtsein der Teilnahme an einem überpersönlichen Leben. *Gesundes Familienleben* ist die Grundlage zu einem geordneten Leben in dem größeren, dauernd lebentragenden Verbande, dem Volke, das sich im Staate diejenige Machtform gibt, in der es seine Kräfte vereint zur Geltung bringen kann. Aber eine Machtform ist noch keine Lebensform, sondern eine Einrichtung recht begrenzter menschlicher Vernunft, die sich erst am Leben bewähren muß. So ist Staatsbewußtsein noch kein Bewußtsein vom überpersönlichen Leben. Der echte demokratische Staat wird zwar Helfer gesunden Volkslebens sein wollen und können; aber seine Verfassung an sich gewährleistet es noch nicht, sondern die Menschen, die es handhaben und die er mit Recht aus dem Gesamtbestande seines Volkes herbeiruft. Der Staat verhält sich zum Volke etwa wie der Rock zum Menschen. Er ist das, was man von ihm sieht, aber nicht der Träger des Lebens. Beiden fehlt der entscheidende Zug, die Erbbestimmtheit.

Nicht im Staat, sondern im Volk erleben wir jene höhere, allein dauerhafte Einheit des Lebens. Wie aber erleben wir das Volk? Im Mitsorgen um sein Schicksal. Aber wo gewinnen wir Einblick in dies Schicksal? Eine Geschichte der

Völker ist noch nicht geschrieben, sondern nur die von Einzelmenschen und Staaten. Kriege führen und Bündnisse schließen nicht Völker, sondern Staaten, ganz abgesehen von den Kämpfen und Bündnissen, in denen nur Parteien, d. h. »Teilgruppen«, handeln. Wir haben manchen neuen Staat entstehen sehen. Aber was wurde dabei festgesetzt und konnte nur festgesetzt werden? Obrigkeit und Grenzen, aber nicht Volkstum; denn das ist nie etwas »Neues«. Träger des Lebens kann der Staat nur werden, wenn er sich aufbaut wie ein Organismus, aus lebendigen Zellen, aus gesunden Familien, und auch diese müssen organisch miteinander verbunden sein. Das geschieht nicht dadurch, daß sie gesetzlich zusammengeschaltet werden, sondern dadurch, daß sich von Zelle zu Zelle eine Lebensordnung spannt, die dem Erbwesen der Zellen entspricht. Wie kommt solche Allgeordnetheit im Volke zustande?

Heimatgefühl und Heimatgedanke. In der gesunden Familie führt das Gefühl des »Wir« zum klaren Bekenntnis der Treuverbundenheit. Aber die Familie für sich kann diesen Gedanken nicht auf die Dauer verwirklichen; denn mit jeder neuen Geschlechterfolge tritt sie in Verbindung mit andern Familien, oder ihre eignen Glieder werden ihr durch diese entfremdet. Die Spannung, die auch zwischen noch so nahen Blutslinien schon auf Grund der verschiedenen persönlichen Erfahrungen besteht, bedarf eben eines verständnisvollen geistigen Ausgleiches, der zwar durch nahes Zusammenleben nicht gewährleistet ist, ohne das aber gar nicht gefordert und darum dem Zufall überlassen wird. Die Entwicklung in verschiedenen Lebensräumen hat ja von jeher einheitliche Blutlinien in getrennte Arten gespalten. Nur das wirkliche Zusammenleben kann gemeinsame Verantwortung für gemeinsames Erbe wachhalten. So ist seit je die innere Ordnung in den Völkern entstanden, und das Gefühl, in der Gemeinschaft einen angestammten Platz, einen Mutterboden, zu haben, nennen wir *Heimatgefühl.*
Es ist wohl gesagt worden, dies Heimatgefühl habe im

Jahrhundert des Verkehrs seine Bedeutung verloren. Daß das nicht der Fall ist, zeigen die vielen zwangsweise Umgesiedelten, die heute in ihren neuen Sitzen laut ihr Recht auf die alte Heimat fordern. Freilich mag dies Heimatgefühl durch den Schmerz über den Verlust eines liebgewordenen Besitzes verstärkt werden. Wenn wir ihm eine tiefere Bedeutung zubilligen sollen, dann muß zugleich mit dem Recht auch eine Pflicht gefühlt werden, und indem wir uns klar auf diese Pflicht besinnen, wächst aus dem Heimatgefühl der *Heimatgedanke.* Er läßt uns erst erkennen, daß wir *in der Verbundenheit mit der Heimat unsere Einordnung in ein überpersönliches Leben bewußt erfahren.*

Die erste Frage, die sich da erhebt, ist die: Was nennen wir Heimat? Daß wir das Heimatgefühl an einen bestimmten *Raum* knüpfen, ist unbestritten, und Eduard Spranger hat von da aus Heimat als *»beseelte Landschaft«* verstanden. Das mag dem Heimatgefühl genügen, der Heimatgedanke wird von einer *»verpflichtenden Landschaft«* sprechen müssen; denn erst das Bekenntnis zur Verpflichtung gibt uns ein Recht auf sie.

Der Wunsch nach klaren Begriffen führt weiter zu der Frage: Wo liegen die Grenzen der Heimat? Hier scheidet sich organisches Denken von mechanischem. Mechanische Bauten werden durch ihre Umrisse bestimmt, der Organismus durch seine Keimzelle, mag auch seine äußere Form sich mit der Entwicklung wandeln. Die Grenzen der Heimat hängen von den Kräften des Menschen ab, der sich ihr verpflichtet fühlt. Sie verschieben sich darum im Laufe des Lebens. Entscheidend für die Heimat ist nicht ihre feste Grenze, sondern ihr fester Mittelpunkt. Er liegt im Grund nicht in der Landschaft, sondern in uns, aber nicht in unserer Willkür, sondern in unserer Erbpflicht. Wir können selbst Heimat in die Fremde mitnehmen. Der Heimatraum reicht so weit, wie wir die Verpflichtung mitzutragen fühlen dafür, daß er Mutterboden unseres Erbwesens bleibt, auch über unsere Lebenszeit hinaus, ewig fruchtbar, wie er es bisher gewesen ist. Wer daran mitbaut oder wer in der Verteidigung solcher Heimat fällt, beide dienen einem über-

persönlichen Leben, auch wenn ihnen körperliche Nachkommen versagt bleiben. Da wird der Raum zum Sinnbild, und niemand hat das warmherziger gefühlt und ausgesprochen als August Winnig, wenn er sagt: »Heimat ist, wenn man ihr Wesen recht bedenkt, nicht nur Landschaft und Volkstum. Was uns im Innersten mit ihr verbindet, ist dieses: Die Heimat ist die Pforte, durch die uns das Ewige in das Zeitliche entließ, und unsere Heimatliebe ist die Sehnsucht nach diesem Ewigen. Landschaft und Volkstum sind nur Gleichnisse dessen, dem unsere tiefste Sehnsucht gilt. Das letzte Gleichnis der Heimat aber ist die Mutter.« (Der weite Weg, S. 103.)

Wenn man vom Heimatgedanken spricht, muß man auf das Vorurteil des Zuhörers gefaßt sein, daß man einen Traum der Vergangenheit in romantischer Schwärmerei wieder beleben möchte. Wir wollen den Gedanken deshalb so kühl wie möglich durchdenken.

Der Heimatgedanke ist ganz und gar keine Angelegenheit der Vergangenheit. Die Pflichten gegen die Heimat weisen wie alle Pflichten in die Zukunft. Aber auch das Auftreten des Gedankens selbst ist keineswegs alt, jünger jedenfalls als der Nationalgedanke. So alt das Heimatgefühl ist und so früh es auch Ausdruck gefunden hat, so jung ist die nachdenkende Beschäftigung mit der Pflicht gegen die Heimat. Erst die drohende Gefahr hat sie wachgerufen. Das Anwachsen der heimatfeindlichen Einflüsse hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bestrebungen zum Heimatschutz und zur Heimatkunde entstehen lassen. Heimatmuseen und Heimatzeitschriften waren der sichtbarste Ausdruck dafür. Sie wollten zunächst festhalten, was in der Heimat zerstört oder vergessen zu werden drohte. Das war ein Blick in die Vergangenheit, der sein gutes Recht hatte. Aber wenn dann in die Schule das Bestreben drang, das Verständnis der Heimat als Erziehungsmittel wirksam zu machen, dann ist das mit dem Blick in die Zukunft geschehen und hauptsächlich erst im 20. Jahrhundert. Zögernd genug gewann der Gedanke an Raum. In der Großstadt sah man über die Heimat hinaus in

fremde Fernen, und für die Kleinstadt mag wirklich gegolten haben, was mir einmal der Direktor des humanistischen Gymnasiums einer solchen Stadt entgegenhielt: »Bei uns wissen die Schüler mehr von der Heimat als der Lehrer.« Aber die Notwendigkeit eines sammelnden Grundgedankens meldet sich immer dringender an, seitdem das alte Griechentum, das einst im Humanismus sammelnd wirkte, zu sehr an den Rand unseres Blickfeldes gerückt ist und die vollgepackten Fächer des neuzeitlichen Wissens den Schüler eher zerstreuen als sammeln. Die Schule sucht einen neuen Mittelpunkt für die geistige Erziehung und wird ihn doch nur finden, wenn sie sich entschließt, *dem Heimatgedanken sein Recht zu geben.* Das bedeutet einen Umbruch, und die beharrenden Kräfte im Schulwesen wehren sich dagegen. Aber solange die Schule das Ziel einer geschlossenen Bildung nicht überhaupt aufgibt, arbeitet die Zeit unausweichlich für den Heimatgedanken. Heute hat er sich nur für die unteren Schulklassen durchgesetzt, um die Anschaulichkeit der Heimateindrücke zum Anknüpfungspunkt beim Schüler zu benutzen. Da dient der Heimatgedanke mehr der Schule als die Schule dem Heimatgedanken; denn dieser kann erst von reiferen Schülern erfaßt werden. Aber seine ernste Durcharbeitung muß weiterführen in der Richtung, in der hier unsere Gedanken gingen, und wird den Weg öffnen, *die Schule neu und mit einem im besten Sinne humanistischen, d. h. menschenbildenden Gedanken zu beseelen.*

Fortschritt und Heimatschutz. Was dazu verführt, in der Betonung der Heimat etwas Veraltetes zu sehen, ist der das 19. Jahrhundert mehr oder weniger berauschende Stolz auf den Fortschritt. Auch er fühlt sich als Kämpfer für eine Entwicklung; sie liegt in Wissenschaft und Technik vor aller Augen. Aber ihre Dauer ist an den lebenden Träger gebunden, und von dessen Erhaltung und Entwicklung sprechen wir hier. Was man gemeinhin Fortschritt

nennt, wird leicht eine Flucht aus der Vergangenheit; Entwicklung dagegen bekennt sich zum Ursprung und weiß, daß sie Linien der Vergangenheit fortsetzt, wenn der Weg zu ihnen auch zuweilen erst mühsam wieder freigelegt werden muß. Der Fortschritt ist stolz auf die Raschheit der Veränderung, Entwicklung will das wertvolle Erbe immer unverlierbarer machen. Damit soll nicht der Starrheit das Wort geredet werden; aber wir erinnern uns, was wir anfangs über die Anpassung sagten (S. 21). Sie darf nicht Weichheit bedeuten, sondern Federkraft. Sie soll nicht Verlockungen nachgeben, sondern verwerten, was stärker und damit freier macht.

Wie sieht demgegenüber ein Fortschritt aus, wie ihn Wissenschaft und Technik einem Leben bringen, das nur nachgebend empfängt? Im einzelnen Forscher und Erfinder geht eine zwar einseitige, aber wirkliche Entwicklung vor sich und steigert auch künftiges Können. Aber wenn man die Auswirkung ihrer Werke als Fortschritt der Menschheit nimmt, dann erinnert mich das an eine Auslegung eines verstorbenen Freundes, der vom Begriff »Sport« sagte: »So nennt man es, wenn zwei Elfergruppen sich messen und Zehntausende zusehen.« Die Werkzeuge, die einst unbewußt im Vorkampfe des sich entwickelnden Lebens errungen wurden, mußte damals jeder Einzelne von neuem in sich hervorbringen. Nur daß er das konnte, war der Fortschritt. Fragte doch auch Goethe: »Was bist du imstande so zu fassen, daß es von dir wieder neu hervorgeschaffen werden möge?« In der Technik entsprechen dem nur wenige; die große Menge gewöhnt sich daran, beschenkt zu werden, und klagt nur, wenn das Geschenk ausbleibt. Sie fühlt sich wohl in der Rolle des Almosenempfängers. Auch in den Fortschritten unserer sozialen Fürsorge ist diese Gefahr nicht zu verkennen. Alle wahre Entwicklung des Lebens war eine Geburt der Not. Unsere Technik beschränkt sich keineswegs auf Lebensnotwendigkeiten. Sie macht im wahren Sinne des Wortes »alles mögliche« und sucht Verbraucher dafür. Die Wissenschaft öffnet ihr den Weg zur Entfesselung der Atomkräfte, und nun sucht man

verzweifelt nach Formen, in denen sie nicht zerstörend wirken.
Die Fortschritte der Technik können Fortschritte der Menschheit vorbereiten. Aber sie verlangen dazu von den beschenkten Menschen eine Höherentwicklung ihres Verantwortungsvermögens, und dies wird nicht in einem entwurzelten Leben entwickelt, sondern nur dort, wo jeder von früh auf im engen Heimatkreise der Forderungen des Lebens bewußt wird und schrittweise zu größeren Aufgaben heranreift.
Die Heimatschutzbestrebungen wurden hervorgerufen durch die Sorge, daß die heutige innere Kraft der Heimat und ihr äußerer Rechtsschutz der überraschen Wandlung nicht gewachsen wäre, zu der die Technik drängte. Der »Zeitgeist« — der nicht immer allzu geistig ist — ruft denen, die zum Schutze entschlossen sind, zu: Warum wollt ihr stützen, was sich nicht selbst halten kann? Die Antwort heißt: Was notwendig ist, muß man stützen, gerade wenn es schwach wird. Und nicht die Heimat ist schuld an ihrer Schwäche, sondern wir, die für sie verantwortlich sind. Auch das Küstenland kann sich selbst nicht gegen die Sturmflut verteidigen. Sollen seine Bewohner darum den Kampf aufgeben? Wäre es nicht Wahnsinn, die Partei der Sturmflut zu nehmen? Wollten wir willenlos der Linie des geringsten Widerstandes folgen, dann brauchen wir keine Vernunft. Das wäre ein Rat der Verzweiflung, und Verzweiflung ist keine Weisheit, sondern eine Krankheit. Gewiß gibt es viele, die heimatlos geworden sind. Aber soll der Arzt aufhören, für gesunde Lebensbedingungen zu sorgen, weil zu viele Leute krank wären? Macht das sein Werk nicht gerade dringender?

Heimisch und fremd. Nicht alle, die dem Heimatgedanken ablehnend gegenüberstehen, tun es aus Leichtsinn oder Verzweiflung. Mancher sieht in ihm eine Gefahr, die Gefahr der Zersplitterung in einem Augenblick, in dem nur größere Zusammenschlüsse Erfolg versprechen. Aber da ist

der Heimatgedanke mißverstanden. Wer für ihn in der Schule kämpft, will nicht den Blick auf die Heimat beschränken, sondern an der Heimat lehren, mit eigner Verantwortung zu sehen. Das soll eben zu jener Bildung führen, von der Paul de Lagarde sagt, sie sei die Fähigkeit, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Und wie riet Goethe? »Verbreite dich, wenn du kannst, über die ganze Welt, aber geh vom Häuslichen aus! Wer allgemein sein will, wird nichts.« Wenn wir die Heimat gegen solches »Allgemeinwerden« verteidigen, dann ist das nicht Wille zur Vereinzelung, sondern die Absicht, dem großen Bau einen tragfähigen Baustein einzufügen. Rudolf Virchow begründete seinen Ruhm mit der Lehre, daß Krankheiten des Körpers Krankheiten seiner Zellen wären und man diese gesund erhalten müsse, damit der Körper gesund bliebe.

Was jenseits der Heimat liegt, ist nicht feindlich, sondern *fremd*. Es will sogar sorgfältig beachtet werden, gerade um der Heimat willen, damit wir zum Freunde gewinnen, was sich mit uns verbünden kann. Aber *fremd bleibt uns alles, was wir nicht verantwortlich mit verwalten können*. Das Beispiel der Sprache mag das veranschaulichen. Die Muttersprache der Heimat ist uns anfangs auch in gewissem Sinne fremd. Wir müssen sie lernen, um sie in der ererbten Form sprechen zu können und von den Nächsten verstanden zu werden. Aber dann arbeiten wir mit an ihrer Fortentwicklung, und jede Eigenheit, die der Einzelne in sie einführt, ist berechtigt, wenn die Heimat sie bejaht oder gar in ihren Erbbesitz übernimmt. Anders mit der Fremdsprache. Wir lernen sie nicht, um sie weiterzubauen, sondern um ihren uns fremden Regeln gerecht zu werden. Wir haben keine Mitverantwortung für sie und würden im Unrecht sein, wenn wir einen Einfluß auf sie fordern würden. Wir sollen sie kennen, um uns auch mit der Fremde verständigen zu können; aber wir sollen sie nicht mit der Muttersprache vermischen. Zwei an sich schöne Sprachen geben doch ein häßliches Gemisch. Wo uns die fremde Sprache klarer dünkt als die eigne, sollen wir daraus die Anregung

schöpfen, die Muttersprache zur gleichen Klarheit zu entwickeln, aber aus ihrem eignen Geiste heraus. Das ungeheure Anschwellen des Verkehrs zwischen den Völkern hat den Gedanken einer künstlichen Weltsprache entstehen lassen, die von allen gleich leicht gelernt werden sollte, aber freilich auch allen gleich fremd wäre. Der Gedanke ist harmlos, wenn er sich nicht vermißt, die Muttersprache ersetzen zu wollen. Eingeführt hat er sich nicht; denn wer wirklich mit einem fremden Volke in Verbindung treten will, wird in dessen Sprache geradezu die Voraussetzung sehen, ihm innerlich nahezukommen. Wollte man aber ernstlich die Volkssprachen durch eine Weltsprache ersetzen, dann würde es der drückendste Zwang werden, weil er sich bis in die Familie hineindrängen müßte.

Wie mit der Sprache, so steht es mit allem Heimischen. Es fordert sein Recht auf Eigenart als selbstverständliches Gebot der Sauberkeit. Es ist an sich dem Fremden weder Freund, noch Feind; aber es verträgt nicht gedankenlose Mischung mit ihm, wie wir auch nicht wahllos fremdes Blut in die Adern eines Kranken einführen dürfen. So ist es ein gesunder Selbstschutz, wenn das Heimat*gefühl* das Fremde eher abstößt als anzieht. Aber der Heimat*gedanke* erkennt, wie wichtig die Kenntnis des Fremden für den Dienst an der Heimat ist. Schon in Zeiten, die doch recht heimattreu waren, verlangte man vom Handwerksgesellen, daß er sich in der Fremde umsähe, ehe er als Meister gelten könnte. Aber vorher mußte er das heimische Handwerk gelernt haben, und nachher sollte er in die Heimat zurückkehren und ihr das draußen Gelernte dienstbar machen. Nur der ist zum Urteil über die Fremde reif, der die Eigenart der eignen Heimat verstehen gelernt hat und darum auch fremde Eigenart als solche zu erkennen und zu achten weiß. Sonst kann es leicht geschehen, daß der Verkehr zwischen den Völkern nicht dem Frieden dient, sondern nur die Gegensätze fühlbarer macht, den Fremden verletzt und Unfrieden bringt.

Wer in das Wesen des Heimischen, in die Verwobenheit aller seiner Äußerungen verstehend und mitfühlend ein-

gedrungen ist, der verliert auch die Heimat nicht, wenn ihn Not oder Gewalt aus dem Heimatraum verdrängt. Er nimmt die Heimat in sich mit und macht sie fruchtbar, wo er auf neuem Boden sich in Leben hineinfügt, das ihm gemäß ist. Er gewinnt Verständnis für jenes wundervolle altgermanische Sinnbild der Fylgja, den unsichtbar waltenden Sippengeist, der in entscheidenden Augenblicken mahnt wie ein Anruf aus dem überpersönlichen Leben, dem wir gehören.

Aber solch Einleben in die Heimat verlangt ernsteste Arbeit, und unsere Erziehung tut wenig, um sie uns zu erleichtern. Statt der Fylgja umweht uns der Zeitgeist, der seine Haltlosigkeit schon dadurch beweist, daß er alle Menschenalter wechselt und noch stolz darauf ist. Statt des selbst erarbeiteten Welt- und Lebensbildes, das uns gleichsam die Eindrücke des Lebens in die Muttersprache unserer Seele übersetzt, bietet er uns Schlagwörter, mit deren Verantwortung man es nicht allzu ernst nimmt, weil man sie ringsumher benutzt hört. Da läßt sich denn »leicht ein System bereiten«, aber eines, das dem Leben nicht gerecht wird. Da locken uns dann am Fremden Einzelzüge, deren Bedingtheit wir nicht verstehen. Manches davon kann gute Anregungen bieten, wenn wir es in das heimische Leben sinngemäß einzuordnen verstehen. Eben das aber verlangt Verständnis für das Heimische. Sonst drängen wir der heimischen Eigenart Unorganisches auf, und wenn sie sich dagegen wehrt, empfinden wir sie als eine Fessel, von der wir uns frei machen möchten. Aber das wäre eine Freiheit, wie wir sie dem Wein gewähren würden, wenn wir ihm das Glas zerschlügen. Trotzdem liegt in der Freizügigkeit, wo sie besteht, eine wichtige Errungenschaft der Neuzeit. Äußerliche gewaltsame Bindung macht uns nicht zu vollwertigen Mitschaffern an unserer Heimat. Wir sollen mit offnem Blick in die weite Welt hinaussehen, aber einen feinen Sinn für die Wurzelfasern gewinnen, aus denen unser Erbwesen seine Kraft zieht. Die innere Bindung können wir wohl übersehen, aber nicht fortschaffen, ohne uns am Gesetz des Lebens zu versündigen.

Die Schlüsselstellung des Heimatgedankens. Am Anfang unserer Betrachtungen stand der Vergleich zwischen dem Wandel, den unser Bild vom Leben durch den Entwicklungsgedanken erfahren hat, und dem Wandel unseres Bildes vom Weltall seit Kopernikus. Auf wen die Gedankengänge von Kopernikus über Kepler zu Newton gewirkt haben, der kann die Erde nur noch als Glied des Sonnensystems sehen, und wer den Entwicklungsgedanken in sich aufnimmt, sieht unser persönliches Leben nur noch als Glied eines ungeheuren überpersönlichen Geschehens.

Im Weltenraum dachte sich das Altertum reichlich verwickelte Vorrichtungen, durch die die verschiedenen, aneinander vorbeigehenden Bewegungen der Gestirne zustande kämen. Jetzt sehen wir da nur die Folgen des einen großen Gravitationsgesetzes sich an unserer Erde wie an allen Weltkörpern vollziehen. In unserm Blick auf die verwirrende Mannigfaltigkeit des Lebens ist ein Gleiches geschehen. Wir sehen das gemeinsame Gesetz der Wahrung des Erbes die Schicksale aller Lebewesen beherrschen, und wie die Sterne uns zu Schicksalsgenossen der Erde geworden sind, so sehen wir in allen Lebewesen unsere Schicksalsgenossen im Kampfe überpersönlichen Lebens um die Zukunft seines Erbes.

Aber ein wesentlicher Unterschied besteht: Die Gestirne wandeln in immer gleichen Bahnen, ihr Werden und Vergehen beschäftigt ernstlich nur einige Gelehrte. Aber das Lebendige kämpft immer um sein Weiterbestehen. Da sind wir nicht nur Zuschauer wie bei den Bahnen der Gestirne, sondern wir sehen auch uns im Kampfe überpersönlichen Lebens um seine bleibende Bahn durch die Zeit, und der Anblick gewinnt die Bedeutung einer Aufgabe, ruft unsere Verantwortung auf.

Unsere letzten Betrachtungen waren der Frage gewidmet, welche Forderungen sich für uns daraus ergeben. Was fanden wir?

Nicht ein Züchtungsziel der Menschheit haben wir uns überheblich zu stecken, sondern die Waffen zu verstärken, die uns unser Erbe in diesem großen Kampf um das über-

persönliche Leben mitgegeben hat. *So geht es um Wahrung und Stärkung unseres überpersönlichen Erbes.* Das überschauen wir nicht bewußt. Aber wir erkannten, daß unser Bewußtsein dazu bestimmt ist, Kräfte zu sammeln auf nahe Aufgaben, die weitblickend gelöst werden sollen. Nur in der Sammlung können diese sehr begrenzten Kräfte sich zu entscheidender Bedeutung verdichten, und so rückte uns der enge Lebensraum der Heimat in den Mittelpunkt der Betrachtung. Unsern Blick über die Menschheit, ja über die ganze Lebewelt schweifen lassen, aber zugreifen in der Heimat, das mußte Richtlinie werden. Damit wissen wir noch nicht, was wir im einzelnen zu *tun* haben, sondern was zu *lernen* unser dringendstes Anliegen ist: *Die Heimat gesund halten!*

Es war nicht meine Absicht, hier in alle Folgerungen aus dieser Einsicht einzutreten. Ich wollte kein »Programm« entwickeln, sondern eine *Grunderkenntnis* aussprechen, und wer

in der Bildung nicht einen Prunk sieht, sondern eine Waffe unserer Verantwortung,

in der Rechtsgebarung nicht eine Rache am Übertreter, sondern einen Heilversuch an Erkrankungen des Gemeinschaftslebens,

im Glauben nicht Enträtselungsversuche an Geheimnissen, die unsere Denkkraft übersteigen, sondern Klarheit darüber, was wir heilig zu halten haben,

der wird fühlen, welche Schlüsselstellung dem Heimatgedanken zukommt, weil er das *Bekenntnis zu einem Naturgesetz* ist, im Bewußtsein der Teilnahme an dem überpersönlichen Leben, in das wir eingebettet sind, durch das und für das wir leben.

Anmerkungen

Die folgenden Anmerkungen sollen dazu dienen, einige Begriffe, die dem Leser vielleicht nicht vertraut sind, durch einfache Schaubilder näher zu erläutern, wie der Techniker das durch Diagramme tut.

Anmerkung 1: **Der Ring der Keimkräfte** (S. 19). Wir denken uns die einzelne Schlagkraft versinnbildlicht durch einen Pfeil, dessen Richtung die Art und dessen Länge das Maß der Wirkung ausdrückt. Sie tritt in den Dienst von Keimkräften, wenn sie sich mit anderen Schlagkräften zu einem Ringe solcher Pfeile zusammenschließt, der ausdrückt, daß durch die Gesamtheit dieser Kräfte stets der gleiche Zustand der Wirkungsfähigkeit herrscht oder wiederhergestellt wird. Die Abb. 1 stellt in einfachster Schematisierung dar, wie das im Lebendigen durch Zusammenwirken von Arbeit, Ruhe und Ernährung erreicht ist. Der mit »Arbeit« bezeichnete Pfeil versinnbildlicht die Wirkungen des lebenden Körpers nach außen, wobei er teils Gefahren abwehrt, teils Werke schafft, die nun als solche — selbst leblos — neben ihm stehen. Diese Arbeit verzehrt Kraft, und der Organismus läßt von ihr ab, lange ehe seine Kräfte etwa erschöpft sind, unter dem Gefühl der Ermüdung, das ihn zur »Ruhe« ruft. Das ist durch den zweiten Pfeil ausgedrückt, dessen andre Richtung besagt, daß nun ganz andre Bedürfnisse erfüllt werden. Es ist nur eine äußere Ruhe, während im Innern nun Spannungen ausgeglichen werden, die durch die äußere Arbeit entstanden sind. So vorbereitet, kann nun der Körper seine verbrauchten Kräfte er-

gänzen durch zugeführte Nahrung, worunter aller von außen her notwendige Ersatz gemeint ist. Dieser wird nutzbar gemacht durch die »Ernährung«, den Pfeil, der den Ring schließt. Damit ist die gesamte Verwertung der neu zugeführten Ersatzstoffe gemeint. Von ihm zweigt ein Seitenpfeil nach dem Innern des Ringes ab, andeutend, daß hier am Aufbau des Körpers gearbeitet wird. Ebenso gehört zur Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit des Körpers die Ausscheidung des Verbrauchten und Unverwertbaren, der nach außen gerichtete Pfeil. Durch das Zusam-

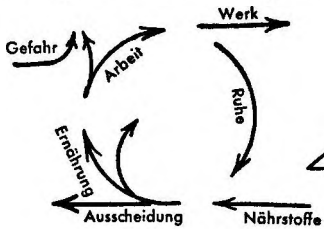

Abb. 1

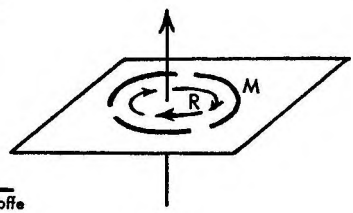

Abb. 2

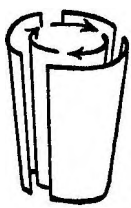

Abb. 3

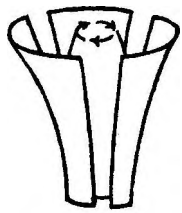

Abb. 4

menwirken all dieser Schlagkräfte, die einzeln nur verändernd wirken, ist der Ring geschlossen, der letzte Pfeil schließt sich an den ersten, die Fähigkeit zur Arbeit in der alten Form ist wiederhergestellt, die Dauer des Lebens gewährleistet. So bekommt die Gesamtheit der beteiligten Schlagkräfte durch ihr organisch geregeltes Zusammenwirken den Wert von Keimkräften, jedes Versagen des Lebens würde einer Sprengung des Ringes gleichkommen. Der Beschauer möge keinen Anstoß nehmen an der starken

Vergröberung, die darin liegt, daß der Ring nur als aus drei Pfeilen zusammengesetzt gedacht ist, während es sich in Wahrheit um ein Ineinandergreifen einer Fülle von Einzelkräften handelt, die auch nicht zeitlich so scharf geschieden sind, wie es die Zeichnung um der Einfachheit willen darstellt.

An die Zeichnung mögen noch einige Gedanken geknüpft werden, die der Leser auch in unseren voraufgehenden Betrachtungen an entsprechender Stelle (S. 57) finden wird: Der Mensch hat neben andern Werken einen Mantel von Waffen und Werkzeugen um sich gebaut, der manche Gefahr abwehrt, aber Kräfte in Anspruch nimmt. Das drückt der unterbrochene äußere Ring in der Abb. 2 aus. Die Abb. 3 und 4 wollen eine geschichtliche Betrachtungsweise anschließen. Schon in Abb. 2 ist das dadurch angedeutet, daß der Ring R und sein Mantel M auf einer waagerechten Tafel liegend gezeichnet ist, während senkrecht dazu ein Pfeil den Fortschritt der Zeit andeutet. Nun wird die Abb. 3 verständlich sein. Bei Betrachtung einer längeren Zeit wird aus dem Ring eine Röhre, an deren oberem Rande sich das Leben abspielt, während sie mit der Zeit immer weiter emporwächst. Der Ring wird dabei begleitet von seinem hilfreichen, aber leblosen Mantel. Die Röhre ist mit leichter Erweiterung nach oben gezeichnet, eine gesunde Entwicklung des Ringes zu größerer Stärke ausdrückend. Für den Mantel ist angenommen, daß er weniger Kräfte verbraucht, als er andererseits erspart. Aber es ist auch möglich, daß der Fall der Abb. 4 eintritt. Da ist ein überstarkes Anwachsen des Mantels angenommen, der mehr Kräfte verzehrt, als der Körper gesunderweise auf ihn verwenden kann. Durch den Verlust dieser Kräfte ist der Ring geschrumpft, und wenn man das Bild in die Zukunft (nach oben) fortgesetzt denkt, ergibt sich die Gefahr der Verkümmerung. Das Bild will sagen, daß all die toten Werke, die uns eindrucksvoll umgeben, nur Lebenswert besitzen, wenn mit ihrem Anschwellen auch die Kräfte wachsen, durch die der Ring die Herrschaft über den Mantel aufrechterhalten kann.

Anmerkung 2: **Stammbaum, Erbgeflecht und Artentrennung** (S. 29). Der zeichnerische Ausdruck der Erbverbindung ist ein Linienzug, der Vorfahren und Nachkommen verbindet. Sehr einfach wird das Bild bei der ungeschlechtlichen Vererbung, der *Teilung* (S. 27). Hier entsteht mehr ein Stammbüschel als ein Stammbaum (vgl. Abb. 5). Es besteht kein Hauptstamm, alle Nachkommen tragen das Erbgut der gleichen Ahnen.

Von ungleich größerer geschichtlicher Bedeutung ist die geschlechtliche Vererbung; aber ihr verwickelteres Bild ist nur unvollkommen darstellbar. Den einzelnen Vorgang zeigt Abb. 6: Dabei ist von der Art der Vererbung des männlichen oder weiblichen Geschlechtscharakters ganz ab-

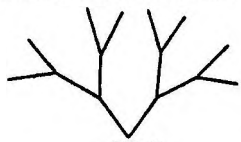

Abb. 5

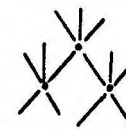

Abb. 6

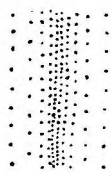

Abb. 7

Abb. 8

gesehen und nur die Herkunft und die Richtung der Weitergabe des Erbgutes berücksichtigt, gleichsam die Einzelmasche des Erbgeflechtes, das sich als Ganzes wegen der Vielheit der Verbindungsmöglichkeiten nicht zeichnen läßt. Nun nehmen wir eine gewisse Veränderungsbreite des Typus an, dergestalt, daß die Abweichungen vom Mittelwert z. B. +3, +2, +1, 0, −1, −2, −3 betragen können. Ferner möge die Paarung von Plus- und Minuswerten entsprechende Zwischenwerte ergeben. Dann kann der Nullwert durch vier Arten der Paarung entstehen, nämlich 0 mit 0, +1 mit −1, +2 mit −2, +3 mit −3, dagegen entsteht +3 nur durch

Paarung von +3 mit +3. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Mittelwert aus der Paarung hervorgeht, ist viermal größer als die Entstehung eines Randwertes. Das sind sehr vergröberte Annahmen. Sie sollen auch nur die Darstellungsart für das Erbgeflecht in der Abb. 7 begründen. Statt der undarstellbaren verflochtenen Erblinien sind nur die Einzelwesen durch Punkte angedeutet, die von unten nach oben immer jüngeren Generationen angehören und von rechts nach links entsprechend ihrer persönlichen Abweichung vom Mittelwert angeordnet sind. Der Mittelwert ist wie in dem obigen Zahlenbeispiel viel häufiger als die Randwerte. So entsteht statt des Erbbüschels in der Abb. 5 nun ein richtungsbeständiges Erbband auf der Grundlage des Erbgeflechtes.

Ist nun von einem gewissen Grade der Verschiedenheit ab eine Paarung unter entgegengesetzten Randwerten nicht mehr fruchtbar, dann entsteht ein Erbband von begrenzter Breite (Abb. 8). Die Richtung von unten nach oben bezeichnet wieder den Fortschritt zu jüngeren Generationen, die Breite des Erbbandes den Spielraum, innerhalb dessen der Typus schwankt. Bei z z ist eine räumliche Trennung in zwei Gruppen angenommen, die je unter verschiedene Auslesebedingungen kommen. Die dadurch bewirkten Veränderungen sind durch seitliche Abweichung der Erbbänder ausgedrückt, wobei das eine Erbband von vollen, das andre von unterbrochenen Linien begrenzt gezeichnet ist. Bis zum Punkte x ist die Paarung zwischen den beiden Gruppen noch fruchtbar, es sind nur Spielarten; jenseits dieses Punktes sind zwei getrennte Arten entstanden wie zwei Äste eines Baumes. Bei der Abstammung der Arten können wir also von einem Stammbaum im vollsten Sinne des Wortes sprechen.

Auf S. 34 ist schon darauf hingewiesen worden, welche grundlegende Bedeutung *das Gesetz der Artentrennung* für das Gesamtbild des Lebens auf der Erde hat. Die Buntheit einer blühenden Wiese beruht darauf, daß trotz der örtlichen Lebensgemeinschaft die Arten streng getrennt bleiben. Eine fleckig graue Mittelfarbe würde herrschend werden, wenn dies Gesetz aufgehoben würde. Hätte es aber nie

gegolten, dann wären niemals Blütenpflanzen entstanden. Alle Entwicklung setzt zwar die grundsätzliche Möglichkeit einer Veränderung der Form voraus, viel dringender aber die Verteidigung jeder errungenen Stufe und damit den wirksamsten Widerstand gegen alle diejenigen Veränderungen, die das in Frage stellen würden. Dahin gehört vor allem die Mischung mit Überwundenem oder nach anderem Gesetz Geartetem. Durch die Schmalheit der Erbbänder wird solches verhindert.

Dies *Gesetz von der Verteidigung der Form* gilt nicht nur für die Formen des Lebendigen, sondern für alle Formen, die Dauer haben, und nur solche spielen in der Wirklichkeit eine Rolle. Wie wir eben von der Mannigfaltigkeit der Arten des Lebendigen sprachen, so stehen im Reiche des Leblosen die verschiedenen Grundstoffe nebeneinander. Wir erkennen heute, daß sie aus den gleichen Bausteinen bestehen, die nur in verschiedener Ballung die Atome der verschiedenen Grundstoffe zusammensetzen. Wir lernen auch den einen Grundstoff in den andern überzuführen. Aber wir lernen zugleich auch kennen, welche ungeheuren Widerstände dabei zu überwinden sind. Ihre Wirkung ist es, die die Dauer der einzelnen Grundstoffe sichert und damit das gesamte Antlitz des Stofflichen in der Welt bestimmt, eben weil jedes Atom seine Form so zäh verteidigt.

Aus dem gleichen Gesetz von der Verteidigung der Form ergibt sich noch eine andere Folgerung: Wo Formen sich trotz solchen Zwanges zur Dauer dennoch wandeln, muß solcher Wandel *sprunghaft* geschehen, es gibt keine fließenden Übergänge in der Entwicklung der einzelnen Lebensform, so wenig es fließende Übergänge zwischen gleichzeitig bestehenden gibt. Es ist das Verdienst von *de Vries*, gefunden zu haben, daß neue Anlagen im Erbgut plötzlich und von vornherein in einer bestimmten Größe entstehen, als »Mutationen«, zu deutsch etwa »Erbsprünge«. Daß auch diese Erscheinung ihr Seitenstück in der Welt der Atome besitzt, hat Plancks Quantentheorie gelehrt, das Ergebnis schärfster Durchdenkung sorgfältigster Beobachtungen: Wir stellen uns das einzelne Atom heute wie ein win-

ziges Planetensystem vor, in dem eine elektrische Kernladung von bestimmter Größe umschwirrt wird von einer bestimmten Zahl negativer Elektronen. Wird solchem System Wärme zugeführt, dann nimmt es Energie auf, die Elektronen müssen sich also rascher bewegen und deshalb in weiteren Bahnen die Zentralladung umkreisen. Das geschieht nicht in fließendem Übergange, sondern sobald ein bestimmtes »Wirkungsquantum« zugeführt ist, springt das Elektron plötzlich in eine Bahn von größerem Durchmesser, und das Formgesetz des Atoms schreibt bestimmte Bahndurchmesser als allein möglich vor. Dieser »Bahnsprung« entspricht dem »Erbsprung«, der im Ringe der Keimkräfte eine plötzliche Veränderung hervorruft, der eine allmählich gesteigerte Spannung vorhergegangen sein mag, aber ohne bis dahin die alte Form zu ändern.

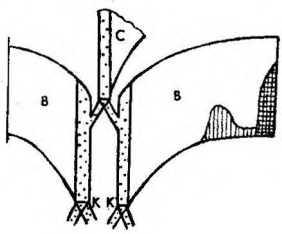

Abb. 9

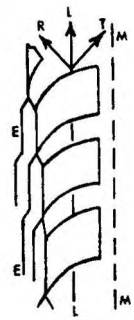

Abb. 10

Anmerkung 3: **Körperentwicklung und Keimlinie** (S. 37). In der Abb. 9 sind zwei Lebensabläufe schematisch dargestellt, von denen der rechte einen weiblichen, der linke einen männlichen Körper veranschaulicht, jeder aus einer Keimzelle K hervorgehend, die ihrerseits durch die Paarung zweier verschieden geschlechtlicher Zellen entstanden ist. Durch Zellteilung entstehen die Körper B, in denen die gerade aufsteigende, punktierte Randfläche die unverändert bleibenden, an der Lebensarbeit nicht teilnehmenden Zellen bedeutet, die das Keimgut tragen und von einem bestimm-

ten Alter ab zur Paarung befähigt sind und aus einer dadurch befruchteten neuen Keimzelle einen kindlichen Körper C aufbauen (nur in Anfängen angedeutet).
Die übrigen Körperzellen vermehren sich unter arbeitsteilender Verschiedenheit, die ihr Zusammenwirken für den täglichen Lebenskampf wirksamer macht, aber mit dem Verlust der Keimfähigkeit verbunden ist, ausgedrückt durch das seitliche Abbiegen von der senkrecht aufsteigenden Linie der Vererbung des Keimgutes.
Links beim Manne ist der mehr oder weniger vermeidbare Fall angedeutet, daß das an sich noch gesunde Leben durch äußere Einwirkung, etwa einen Unglücksfall, plötzlich sein Ende findet. Rechts bei der Frau drückt die schraffierte Fläche die Einwirkung einer Krankheit aus, die zwar wieder ausgeheilt ist, aber doch geschädigte Zellen zurückgelassen hat. Die gekreuzte Schraffur kennzeichnet ein allmähliches Abnehmen der Lebenstüchtigkeit im Alter, das schließlich zu dem unvermeidlichen »natürlichen« Tode führt.
Die gleiche Ausdrucksweise ist, etwas vereinfacht, in der Abb. 10 benutzt. Hier sind mehrere Generationen, die von unten nach oben fortschreiten, gezeichnet. Links ist mit einigen Strichen das Erbgeflecht E angedeutet, rechts der durch die Schlagkräfte der Einzelpersonen geschaffene Mantel der Waffen und Werkzeuge (vgl. Anm. 1). Die Linie LL bezeichnet einen durch Lehren und Lernen weitergegebenen und gesteigerten Erbbesitz, der nach anderem Gesetz als das durch das Erbgeflecht gesicherte Erbwesen auf die Nachkommen übergeht. Bei der jüngsten Generation sollen die Pfeile R und T zum Ausdruck bringen, daß die Überlieferung längs der Linie LL einerseits durch die Technik (T) den Mantel der Waffen und Werkzeuge verstärkt, anderseits durch Entwicklung eines sinnvollen Rechtes (R) dem Schutze des Erbwesens dienen soll.

Anmerkung 4: **Jugendschutz und Metamorphose** (S. 43). Die Zeichnungen übernehmen die Symbolik der Anm. 3. Bei der Entwicklung des Einzelkörpers der höheren Tierformen ist die schwache Stelle der Anfang, an dem noch

nicht die vollen Kräfte erworben sind. Die zum Menschen führende Linie der Entwicklung fügt hier einen besonderen Jugendschutz durch Kräfte des Muttertieres ein (Abb. 11). Das drückt die vom Mutterkörper M ausgehende Linie S aus, die die Abwehr einer von rechts her drohenden Gefahr von dem jugendlichen Körper K andeutet.

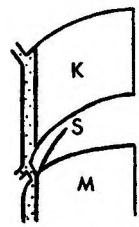

Abb. 11

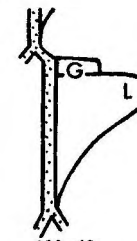

Abb. 12

Anders bei der Metamorphose (Abb. 12). An der gefährdeten Stelle setzt beim Mangel des mütterlichen Schutzes die stärkste Auslese im Kampfe um das Dasein ein. Daher erfolgt hier eine besondere Fortentwicklung zu einer »Larvenform« L, die aber nicht die Fortpflanzung übernimmt. Vielmehr wird vor der Geschlechtsreife eine Umwandlung eingeschaltet (Metamorphose, bei den Insekten Verpuppung) in der der Larvenkörper zu dem endgültigen Tierkörper (G) umgeformt wird. Diesem fällt nun die Fortpflanzung und die erste Fürsorge für die Eier zu. Hier ist also die Jugendentwicklung nicht die abgekürzte Wiederholung der Stammesgeschichte, sondern ein Abschnitt besonderer Neuerwerbungen, die in der Metamorphose z. T. wieder aufgegeben, in der Anlage aber weiter vererbt werden.
Im Bienenstaate lernten wir einen Fall kennen, in dem bei einer Tierart, die eine Metamorphose durchläuft, nachträglich sich eine jugendschützende Staatenbildung entwickelt hat.

Anmerkung 5: **Zur germanischen Grundauffassung** (S. 61). Die Darstellung, die ich in Abb. 13 gebe, geht von der Überzeugung aus, daß unsre Seele Erbgut von den Vor-

fahren ist wie unser Leib, daß ihr Glaube darum im tiefsten in uns nachklingt, und daß wir ihn erst dann recht erfaßt haben, wenn wir uns einen Arminius von ihm getragen denken können. Eine solche Auffassung muß notwendig ein gut Teil ihrer Farbe aus dem eignen Nachempfinden empfangen. Was davon geschichtlich belegbar ist, findet sich am zugänglichsten bei *Wilhelm Grönbech* (»Die Germa-

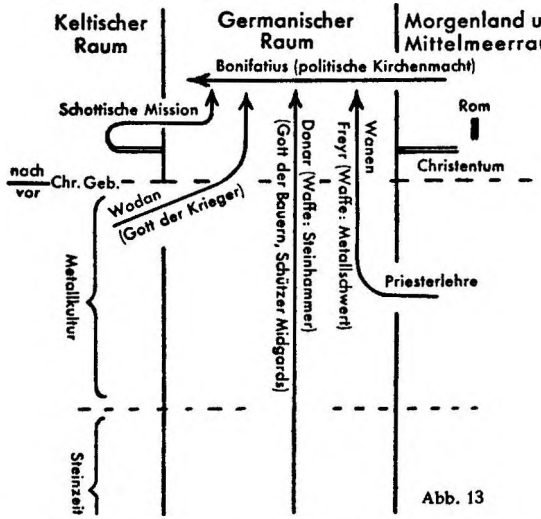

Abb. 13

nen«, in Chantepie de la Saussayes Lehrbuch der Religionsgeschichte, 4. Aufl., Tübingen 1925, S. 540–600) und bei *Bernhard Kummer* (Midgards Untergang, 2. Aufl., Leipzig 1935). Beiden verdanke ich willkommene Bestätigung und wesentliche Ergänzungen des Bildes, das ich bereits aus dem altnordischen Schrifttum gewonnen hatte. Wie dabei Einflüsse verschiedener Zeit und verschiedenen Ursprungs zusammengeflossen sind, will die beistehende Zeichnung veranschaulichen, die von unten nach oben zeitlich fortschreitend die Entwicklung im germanischen Raume zeigt zwischen den Einflüssen aus Morgenland und Mittelmeer (rechts) und dem keltischen Raume (links).

Stichwörter-Verzeichnis

Die Zahlen geben die Seiten an oder die Nummer der Anmerkung im Anhang

Absolutismus 65
Abstammungslehre 9, 24
Adel 15
Affen 12
Ahnen 30, 60
Ameisen 38
Anlagen 16
Anpassung 21
Arbeitseinung 17, 31
Arbeitsteilung 16, 28, 31
Arten 34
Artentrennung 33, Anm. 2
Asen 62
Atomkräfte 64, 85, Anm. 2
Aufmerksamkeit 48, 68
Aufrechter Gang 54
Auslese 31, 33, 72

Bauerntum 15, 54, 61
Bewußtsein 12, 13, 37, 38, 45, 68
Bienen 38, Anm. 4
Bildung 58, 68, 91
Buddha 13

China 60
Christentum 65, Anm. 5

Darwin 10, 33, 71, 72
Deuterostomier 40, 44
Diktatur 50
Dinosaurier 12, 21, 58
Donar 62, Anm. 5
Drohnen 39
Duldung 63

Echsensterben 22
Echtheit 78
Ehrfurcht 78
Eigennutz 37
Einzelpersönlichkeit 7, 13, 65, 69, 70
Einzelzelle 24, 27
Engels 11
Entartung 18, 20, 31, 37, 44
Entwicklung 19, 20
Entwicklungsgedanke 7, 9, 13, 15, 69
Erbband 34, 42, Anm. 2
Erbbesitz 15, 55
Erbe 13, 15
Erbgeflecht 30, 31, Anm. 2
Erbgemeinschaft 67
Erbkrankheiten 71
Erbpflege 71
Erbpflicht 77
Erbsprung, Anm. 2
Erbtüchtigkeit 54
Erbwesen 15, 21, 26, 41, 55, 60, 67
Erhaltung des Wesens 21
Erlösung 61, 67
Erziehung 58
Eugenik 71

Fachmann 57
Familie 15, 79
Flechten 26
Form 25, 29, Anm. 2
Fortschritt 20, 84
Freiheit 22, 27, 36, 44, 45, 66, 69, 72
Freizügigkeit 89
Fremd 86
Freundgott 62
Freyr 63, Anm. 5
Fylgia 64, 89

Galton 71
Gefahr 18, 21
Gehorchen 16
Gemeinnutz 37

Germanen 46, 61, Anm. 5
Geschlechtliche Vererbung 31
Gesundheit 15
Glaube 60, 69, 91
Gobineau 71
Goethe 31, 79, 85, 87
Gott 59, 61
Grenze der Heimat 82
Grönbech, Anm. 5
Großhirn 12, 21, 52
Gylfaginning 46

Heimat 55, 62, 82
Heimatgedanke 82, 90
Heimatgefühl 80
Heimatkunde 83
Heimatschutz 55, 83
Humanismus 84
Hunger 73

Ibsen 71
Idealistischer Entwicklungsbegriff 10, 12
Inzucht 72

Jesus 75
Juden 66
Jugendschutz 41, Anm. 4

Kant 47, 59, 77
Kategorischer Imperativ 59, 77
Keimkräfte 18
Keimlinie, Anm. 3
Keimzelle 24, 29, 37
Kirche 60, 65, Anm. 5
Klaatsch 12
Körperentwicklung, Anm. 3
Konvergenz 33, 35, 40
Kopernikus 7, 90
Krankheit 15, Anm. 3
Krapotkin 74
Kreuzung 72
Kriechtiere 42, 48
Kristall 25
Kultur 20
Kulturgeschichte 66
Kulturlandschaft 55
Kummer, Bernhard, Anm. 5
Kunst 58, 79

Lagarde 87
Landpflanzen 43, 52
Landwirbeltiere 43, 52
Larven 43, Anm. 4
Lebensgemeinschaft 26, 28, 40
Liebe 73
Lurch 12, 42

Maschine 25
Materialismus 11, 12
Menschenrassen 35
Menschenzüchtung 72, 89
Menschwerdung 35, 52
Metamorphose 43, Anm. 4
Midgard 62, 65, 67
Mitleiden 67
Mittelmeereinfluß 64
Mutation 31, Anm. 2
Mutterliebe 75
Muttersprache 16, 61, 87
Mysterien 67
Mythos 45

Nächstenliebe 67, 74
Naturlandschaft 55
Naturschutz 55
Nerthus 63
Neumundtiere 40, 44
Nirwana 13
Njördr 63

Odhin 63
Organisches 8, 17, 20
Organisation 17
Orthogenese 35

Paarung 28, 29
Persönlichkeit 24, 32, 36
Planck, Anm. 2
Planung 17
Plötz 71
Protostomier 40, 44

Quantentheorie, Anm. 2

Rasse 9, 71
Rassenhygiene 71
Recht 32, Anm. 3
Rechtsgebarung 91

Religion 59, 91
Religionsgeschichte 61
Riesen 62
Riesenformen 22, 38, 78
Ring der Keimkräfte 21, 25, 31, Anm. 1

Sackgassen 12
Säugetiere 22, 42, 48, 53
Samenpflanzen 43
Sammelpersönlichkeit 39, 41
Schiller 52, 54, 73
Schlagkräfte 18, 20, 65
Schmarotzer 26, 39, 44
Schmerz 37
Schopenhauer 67
Schweitzer, Albert 76
Schule 83
Seele 46, 52, 70
Seelenwanderung 13
Selbsterhaltung 19
Selbstverwaltung 14, 17, 36, 50, 73, 77
Sittengesetz 51
Sippe 61, 64, 68
Sozialempfinden 8, 85
Spielarten 34, 36
Sporenpflanzen 43
Spranger 82
Sprung 47
Sprunggelenk 48
Staat 79
Staatenbildung 32, 38, Anm. 4
Stoiker 65
Stammbaum 30, 34, Anm. 2
Stammesgeschichte 12, 23, 52
Stammesgott 66
Stillstand 20
Stoffwechsel 27
Symbiose 26

Technik 56, 78, 85, Anm. 3
Teilung 27, 29
Termiten 38, 39
Theologie 60
Thor 62
Tierstaaten 32, 38, Anm. 4
Tierzüchtung 72
Tod 19, 21, 67, Anm. 3
Treue 77

Udgard 62
Umwelt 16, 21
Umweltzwang 35, 39
Ungeschlechtliche Vererbung 29, Anm. 2
Unsterblichkeit 13, 19, 23, 37, 66, 69
Urbauerntum 68
Urmundtiere 40, 44
Urphänomen 47

Verantwortung 12, 14, 16, 51, 59, 68, 69
Vererbung 29, Anm. 2
Verteidigung der Form, Anm. 2
Virchow 87
Völkerchaos 67, 68
Völkerwanderungszeit 64
Volk 20, 23, 60, 80

Wachstum 27
Wanen 62
Wehrkraft 36
Weiterleben der Seele 13
Weltsprache 88
Werk 16, 56
Werkzeug 56, 68, Anm. 1, 3
Winnig, August 83
Wirtschaftsgemeinschaft 26
Wissenschaft 58
Wodan 63, Anm. 5
Wohl der Menschheit 57

Zeitgeist 86
Zellen 14, 24, 27, 36
Zellenstaat 31, 38
Zentralnervensystem 41, 48, 52
Zielsetzung 9, 50, 51, 58, 65
Zivilisation 20, 57
Züchtung 9, 10, 17
Zweck 20, 49, 68
Zweistufige Lebensgemeinschaft 27, 54

Friedrich Solger: Das überpersönliche Leben